Joh. Friedrich Hoff.

Ein Künstlerheim

vor 70 Jahren.


Joh. Nicolaus Hoff
WSt.

Ein Künstlerheim

vor 70 Jahren.

Der Alt-Frankfurter Familiengeschichte

„Aus einem Künstlerleben"

Fortsetzung

erzählt von

Joh. Friedrich Hoff.

Mit 11 Bildern in Lichtdruck, einem autographierten Brief von Felix Mendelssohn-Bartholdy und einer Vignette auf dem Umschlag von Prof. Wilh. Steinhausen.

Frankfurt a. M.
Verlag von Johannes Alt.
1902.

Inhalt.

Abbildungen.*)

*) Von C. F. Fay dahier in Lichtdruck ausgeführt.

9. Consistorialrat Pfarrer Christian Deichler im 69. Lebensjahre.

Nach dem Oelgemälde von Otto Scholderer 1873.

10. Die Peterskirche, niedergelegt 1896.

Nach der Natur gez. von Bertha Bagge 1895.

11. Die „schlimme Mauer“ zur Zeit Goethes.

Mit Benutzung des Aquarells von Theodor Reiffenstein 1858, gez. von Joh. Friedrich Hoff 1901.

Im Besitz der Familie Dr. med. A. Fresenius.

Dem Andenken

meiner teuren Eltern

gewidmet.

Vorwort.

Als ich mit dem Niederschreiben der Jugenderinnerungen meines Vaters, so wie ich sie oft und immer wieder aus seinem Munde gehört, begann, ahnte ich nicht, daß mir diese Arbeit so angenehm sein und sich nach der Herausgabe unter dem Titel „Aus einem Künstlerleben" eines so aufrichtigen Beifalls zu erfreuen haben würde. Sie ward mir zum wahren Bedürfnis, zu meiner täglichen Erholung, und so schrieb ich weiter, und schließlich nahm ich mir auf Zureden von Freunden vor, meine Aufzeichnungen zu einem abgerundeten Ganzen zu führen. Kann doch, wie Führich in seiner Selbstbiographie so treffend sagt, jedes Leben, auch das unbedeutendste und einfachste, aufrichtig erzählt, mehr Interesse und mitunter Belehrendes enthalten, als manches mit vieler Kunst und Absichtlichkeit erfundene.

Schon als Achtundzwanzigjähriger hatte mein Vater Johann Nicolaus Hoff seine Entwicklung als Kupferstecher abgeschlossen, der wachsende Hausstand legte ihm mit seinen täglichen Bedürfnissen Fesseln an, die einen neuen und höheren Flug nicht mehr gestatteten. So erklärt es sich und ist wohl zu entschuldigen, daß das Buch „Aus einem Künstlerleben" mit der Eheschließung seines Helden am 18. Mai 1828 ein jähes Ende nimmt, während doch sonst eines Mannes Leben mit der Ehe erst recht beginnt und seinen vollen Inhalt entfaltet. „Es soll nun", wie eine Anzeige jenes Buches es forderte, „der Erzähler selbst auf der Bildfläche erscheinen, schreiend und zappelnd zunächst, aber doch als kleine Hauptperson, und je länger, je mehr wird er von sich selber statt von seinem Vater zu erzählen wissen."

Inwieweit es mir bei der Schilderung des Elternhauses, dem zweiten Teil meiner Aufzeichnungen, gelungen ist, in der Auswahl des Stoffes Maß zu halten, überlasse ich der Beurteilung des Lesers. Möge Herders Ausspruch hier Anwendung finden: „Jeder Vernünftige wird jedes Stück an seiner Stelle betrachten, es als das ansehen, was es für sich ist und hier sein soll, und was ihm hier oder da nicht gefällt, wird er einem Andern lassen, für den es da ist.“

Sollte in den nachfolgenden Blättern rednerischer Schmuck vermißt werden, so entschuldige dies der Umstand, daß ich kein Mann der Feder bin; aber ich bin mir doch gewiß, der Wahrheit, so weit es meine Kräfte vermochten, nahegekommen zu sein, und — Wahrheit wird wahrlich aus kunstlosen Reden um so leichter erkannt.

Wofern nun meine alten Freunde auch an meiner neuen Arbeit Wohlgefallen finden, so wird mir das nicht unlieb sein; sollte sie aber niemandem gefallen, so habe ich doch selber meine Freude an dem, was ich in meinen Mußestunden zu Wege gebracht, und wodurch ich mein Gemüt jung erhalten habe, und wenn ich es lese, habe ich den Nutzen, kürzer und noch angenehmer aus meiner Kindheit und Jünglingszeit zu träumen.

So zieht denn auch ihr hin, ihr Blätter! Manche Thräne ist im Gedanken an die teuren, seligen Eltern auf euch gefallen, ehe ich euch fliegen lassen konnte; aber auch manches frohe Lächeln lockten sie hervor, wenn ich auf ihnen die Erinnerung an die glücklichen Tage der Knabenzeit niederlegte.

Frankfurt am Main, d. 18. Mai 1901.

Joh. Friedrich Hoff.

Meine Kindheit.



Elisabeth Heß geb. Scheurer.

Geb. d. 14. März 1807 in Wiesbaden,
gest. d. 6. Juli 1879 dahier.



Joh. Nic. Hoff.

Geb. d. 4. Mai 1798 in Frankfurt a. M,
gest. d. 6. März 1873 ebenda.

Die erste Wohnung meiner Eltern war in der sogenannten „Roßmühle" in der Meisengasse No. 40, im Hinterhaus eines großen Hofes, der, mit No. 1 bezeichnet, noch besteht. Viele Handwerker waren da ansässig. Die fünf Zimmer waren recht unnötig; denn nur zu zweien brachte die Hausfrau die Einrichtung mit, nämlich zur Wohn- und Schlafstube. So standen noch drei zur Verfügung, eines davon war zum Atelier bestimmt, dessen Licht, wenn auch nicht wie auf der Hochstraße von Norden kommend, doch genügte.

Das „Exaudi", d. i. „Herr, erhöre", des Sonntags, an dem die jungen Eheleute ihren Hausstand begannen, gewann als Motto bald noch besondere Bedeutung für sie, denn die Fleischtöpfe Egyptens fehlten gänzlich. Unsere Mutter erzählte uns, wie oft der Vater bis weit nach Mitternacht, um nur Geld zu schaffen, Noten für den Cäcilienverein und das Theater geschrieben, ein saurer Verdienst, da nur sechs Kreuzer für den Bogen bezahlt wurden.

Der Verkehr mit den hier wohnenden römischen Freunden Passavant[1]) und Thomas[2]) blieb ein gegenseitig förderndery; aber auch mit den fernen Römern, von Maydell[3]) in Dorpat,

---

[1]) Johann David P., geb. 18. September 1787 in Frankfurt a. M., gest. 12. August 1861 ebenda.

[2]) Johannes T., geb. 2. September 1793 in Frankfurt a. M., gest. 28. Februar 1863 ebenda.

[3]) Ludwig v. M., geb. 29. November 1795 auf dem Gute Stenhusen in Esthland, gest. 6. September 1846 in Reval.

Oehme[1]) und Richter[2]) in Dresden sowie Schilbach[3]) in Darmstadt, bestand die innige Freundschaft fort. Durch anregenden Briefwechsel, besonders zum Jahresschluß, „um nicht lau und träge zu werden", ermahnten sie sich brüderlich und erneuerten ihren in Rom 1824 in der Sylvesternacht geschlossenen Bund durch Zettelchen, wie sie Richter nennt, „als die Trompete, die den müden Streiter zu neuem Kampfe anfeuert." Noch existieren aus jener Zeit von Ludwig Richter an meinen Vater gerichtete Briefe, gänzlich vergilbte Schriftstücke, von welchen einer hier folgen möge:

„Meißen, den 18. März 1828.

Theurer Bruder Hoff.

— — — Könnte ich doch einmal Deine und Thomasens Arbeiten schauen, oder noch besser, könnten wir zusammen arbeiten und Abends beim Theekümmchen wieder beisammen sitzen, ein römisch Rohrpfeifchen mit Olandino gestopft qualmen und so was ergötzliches, fein ernstes sprechen oder lesen. Hier in Meißen, wo ich jetzt stecke, wie Du aus Thomas Brief wirst ersehen haben, wärs grade so ein recht heimlichs Nest und in mancher andern Hinsicht auch erbaulich. So ist z. B. der Domprediger[4]) ein christlicher Mann, und obwohl ein schlechter Redner, sagt er doch gute Dinge, die einen die Woche über schon ernähren können. Können wir freilich unsern Rothe[5]) nicht überall haben, so haben wir doch das theure, werthe Buch, wo da mehr noch ist, als Rothe, und das laß uns redlich nützen, damit der Schatz im Acker gehoben werde.

---

[1]) Ernst O., geb. 25. April 1797 in Dresden, gest. 10. April 1855 ebenda.

[2]) Adrian Ludwig R., geb. 28. September 1803 in Dresden, gest. 19. Juni 1884 ebenda.

[3]) J. Heinrich S., geb. 1798 in Barchfeld, gest. 14. März 1851 in Darmstadt.

[4]) Otto von Löben, geb. 1799.

[5]) Richard R., Gesandtschaftsprediger in Rom, geb. in Posen, 30. Januar 1799, gest. in Heidelberg 20. August 1867.

Ich habe jetzt mein Bild „die Heimkehr der Hirten auf Civitella" an Quandt[1]) abgeliefert; vielen wollte es sehr gefallen, mir aber nicht. Nach Leipzig machte ich einige italienische Zeichnungen, auf welche ich mir eher etwas zu Gute thue, und ein gleiches jetzt an einem kleinen Bildchen von der Ponte Salaro, wo ich mit ganzer Seele daran sitze und bei der Arbeit manchmal ganz laut vor Freude jauchze, daß mein gutes Frauchen[2]) manchmal ganz ängstlich um mich wird.

Ist Euch Beiden nicht auch ein Lüstchen angekommen, auf den Reichstag nach Nürnberg zu kommen? — Hier giebts viele, die da Lust, aber niemand oder wenige, die da Geld haben; ich habe mir aber, um Dürer[3]) recht ehren zu können, sein Portrait (von Förster gestochen) und sein Leben der Maria, nebst einigen andern Holzschnitten und Kupfern z. B. den Hieronymus in der Stube ꝛc., angeschafft, und über mein Vermögen 22 Thaler darangewandt, was der guten Hausfrau ohnmöglich recht gewesen sein kann, obgleich sie recht freundlich dazu aussah; nun freue ich mich wie ein Kindtaufvater täglich über meine herrlichen AD. — Es lebt ein allgewaltiger, tiefsinniger Geist in diesen Sachen, und ich will meinem alten seligen Dürer zum 6. April ein Vivat bringen, und sollte niemand dabei sein, als meine gute Frau; die wird mit anstoßen, trotz der 22 Thaler. — Vergeßt doch auch nicht, liebsten Freunde, den 6. April feierlich zu begehen; wir wollen dann an einander denken und unseren Herrn bitten, daß er uns ebenso tüchtig und fromm werden lasse, wie den guten Albrecht.

Gott sei mit Dir, mein teurer, lieber Bruder.

Schreibe bald Deinem Ludwig Richter."

---

[1]) Johann Gottlob von Q., reicher Kunstfreund, geb. in Leipzig 9. April 1787, gest. 19. Juni 1859 in Dresden.

[2]) Frau Auguste Richter, geb. Freudenberg, geb. 5. Mai 1804 in Dresden, gest. 4. August 1854 in Loschwitz.

[3]) Albrecht D., geb. zu Nürnberg 21. Mai 1471, gest. 6. April 1528 ebenda.

In Nürnberg sollten sich am 300jährigen Todestage Albrecht Dürers die lieben Römerfreunde wiedersehen und das Auferstehungsfest (Ostern fiel auf den 6. April) an seinem Grabe feiern. Cornelius[1]) Schüler hatten an alle Künstler im deutschen Vaterlande Einladungsschreiben ergehen lassen und überall eine große Bewegung hervorgerufen.

Blicken wir am Vorabend des Festes mit Förster[2]) zum Fenster hinaus nach dem alten Frauenthor: „Welche Lust", ruft er aus, „Tag um Tag, Stunde für Stunde die Ankömmlinge aus allen deutschen Ländern mit ihrem Ränzel auf dem Rücken oder beim Schalle des Posthorns einziehen zu sehen!"

Über das Fest schreibt Rietschel[3]): „Es waren unbeschreiblich schöne Tage, die ich in Nürnberg verlebte, im innigsten Verkehr mit Thäter[4]), im Anblick der herrlichen Reichsstadt und ihrer Kunstwerke. Vor allem erhob mich die dort versammelte Künstlergenossenschaft begeisterter und nach dem Höchsten der Kunst aufstrebender Talente, an ihrer Spitze der gewaltige Meister Cornelius, mit ihm seine Schule, in der Kaulbach[5]) hervorragte. Seine Erscheinung, sein in jugendlicher Schöne blühendes feines und geistreiches Gesicht, seine Tracht, im deutschen Rock, den Hals blos, mit violettsammtnem Barett, konnte einem das Bild Rafaels vorführen. Der berühmte Schnorr[6]), mein Landsmann, hatte seine schöne

---

[1]) Peter v. C., geb. 25. September 1783 in Düsseldorf, gest. 6. März 1867 in Berlin.

[2]) Ernst F., geb. 8. April 1800 in Münchengosserstädt bei Camburg a. d. S., gest. 29. April 1885 in München.

[3]) Ernst R., Bildhauer, geb. 15. Dezember 1804 in Pulsnitz in der sächsischen Lausitz, gest. 21. Februar 1861 in Dresden.

[4]) Julius Caesar Th., Kupferstecher, geb. 7. Januar 1804 in Dresden, gest. 13. November 1870 in München.

[5]) Wilhelm von K., geb. 15. Oktober 1805 in Arolsen, gest. 7. April 1874 in München, an der Cholera.

[6]) Julius S. von Carolsfeld, geb. 26. März 1794 in Leipzig, gest. 24. Mai 1872 in Dresden.

junge Frau[1]) mitgebracht; sein Name glänzte neben dem von Cornelius obenan."

Eugen Eduard Schäffer[2]) stach als Erinnerungsblatt die Dürerstatue nach Konrad Eberhard[3]), ein Meisterwerk, ganz in Dürerscher Weise gehalten und bezeichnet: „zum 6. April 1828."

Doch zurück nach Frankfurt.

Musik erfreute vor allem das junge Ehepaar. Waren sie ja auch auf Cantate, „singet dem Herrn", in der Kirche proklamiert worden. Gleich der erste Winter brachte für die junge Frau ungemein reiche, noch nicht gekannte Genüsse. Das waren aber nicht etwa die Einladungen in vornehme Häuser, wie zum Baron von Holzhausen draußen auf seinem Gute, der „Oede" an der „Seufzerallee" (jetzt Oederweg); darauf hätten sie gerne, wäre es schicklich gewesen, in ihrer Einfachheit verzichtet. Nein, es waren die Konzerte des Cäcilienvereins unter Leitung Schelbles*), welcher Hoff, dessen Begabung er alsbald erkannte, die Baritonsoli übertrug. Und sein Frauchen saß unter der Menge, nur auf ihren Gatten horchend, wenn

[1]) Frau Marie Schnorr von Carolsfeld geb. Heller, geb. 17. Mai 1807 in Wien, gest. 16. September 1882 in Dresden.

[2]) S., geb. 30. März 1802 in Frankfurt a. M., gest. 7. Januar 1871 ebenda.

[3]) E. geb. 24. November 1768 in Hindelang im Allgäu, gest. in der Nacht vom 12. zum 13. März 1859 in München.

*) „Es war 1818, als Schelble hier zuerst eine kleine kunstbegeisterte Schar von Sängern aus dem Düringschen[1]) Verein um sich sammelte, um durch ein regelmäßiges Studium geistlicher Musik den Geschmack an der echten Kunst zu fördern. Bald wuchs die Zahl der regelmäßigen Teilnehmer, und es wurden öffentliche Aufführungen, den bescheidenen Verhältnissen jener Zeit entsprechend, größtenteils nur mit Klavierbegleitung, veranstaltet. Schelble[2]) erlebte es noch, seine Schöpfung zu einem der wichtigsten Faktoren des hiesigen musikalischen Lebens emporsteigen zu sehen. Welche Bedeutung der Verein auch in den Augen der hervorragendsten Tonkünstler sich erworben, erhellt wohl am besten aus der Thatsache, daß nach Schelbles Tod selbst Männer wie der damals hochberühmte Ferdinand Ries[3]) und Felix Mendelssohn Bartholdy[4]) es sich zur Ehre rechneten, die Leitung des Cäcilienvereins zu

auch zuerst nicht ohne das bange Gefühl: wenn er nun plötzlich stecken bliebe? Doch dies Sorgen war, obschon Vater kein eigentlicher „Notenfresser" war, unnötig. Der Sänger war sicher!

Wenn ich auch der Erzählung weit vorgreife, so nehme ich doch hier Gelegenheit, mitzuteilen, welch unauslöschlichen Eindruck unseres lieben Vaters Gesang auf uns machte. Es war ihm ein stetes Bedürfnis, selbst bei der Arbeit zu Gottes Ehre seine Lippen aufzuthun, daß sein Mund des Herrn Ruhm verkünde. Wie würdig — das ist die allein richtige Bezeichnung — sang er aus Bachs Matthäus-Passion Christi Einsetzungsworte „Nehmet, esset, das ist mein Leib", oder die ergreifende Arie „Gebt mir meinen Jesum wieder"; ebenso aus Händels Messias „Das Volk, so im Dunkeln wandelt" und mit seinem Freunde Eckhard das Duett aus Israel in Egypten „Der Herr ist der starke Held!" Gerade dieses wurde ihm später, als er es mit mir sang, zur neuen Lust! Auch die Arien aus Haydns Schöpfung „Rollend in schäumenden Wellen" und „Nun scheint in vollem Glanze der

---

übernehmen. Später trat Franz Messer[5]) für lange Jahre an die Spitze desselben und führte ihn im Sinne seiner Vorgänger mit Energie und Kunstbegeisterung weiter. Stets wurde die Tradition hochgehalten, nur das Beste des Besten zu Gehör zu bringen.

[1]) Johann Georg Heinrich D., geb. 15. März 1778 in Frankfurt a. M., gest. 6. Januar 1858 ebenda. Gründer des ersten musikalischen Vereins dahier. Organist an der deutsch-reformierten Kirche und erster Fagottist am hiesigen Theater.

[2]) Johann Nepomuk S.. geb. 16. Mai 1789 zu Hüfingen in Baden, gest. 6. August 1837 ebenda. Seine vorzügliche lebensgroße Büste von Zwerger ist in der Stadtbibliothek aufgestellt.

[3]) R., Beethovens Schüler, geb. 29. November 1784 zu Bonn, gest. 13. Januar 1838 dahier.

[4]) M. B., geb. 3. Februar 1809 in Hamburg, gest. 4. November 1847 in Leipzig.

[5]) M., Schelbles Schüler, geb. 21. Juli 1811 in Hofheim am Taunus, gest. 9. April 1860 dahier.

Himmel“ waren Hauptstücke von ihm. Das mächtige „Tuba mirum spargens sonum“ aus Mozarts Requiem und die große Baßarie „Et in spiritum sanctum“ aus Bachs „Hohe Messe“ muß man von ihm gehört haben, um zu fühlen, wie ihn solche Musik schon durch ihren Inhalt zu erheben vermochte.

Die Musik wurde schließlich zur Hauptsache, ja brachte den Vater fast zu Falle; denn in dem großen Erfolg, welchen er mit seinem Singen errang, gefiel er sich gar wohl. Man riet ihm, er solle bei seinen immensen Gesangsmitteln die Kupferstecherei aufgeben und auf das Theater gehen, da werde er Furore machen. Da ihn auch der Kapellmeister Guhr[1]) dazu aufmunterte, ja ihm schon ein Engagement in gewisse Aussicht stellte[2]), kaufte er sich die Klavierauszüge der Mozartschen Opern und fing an, tüchtig unter Schelble und Guhr zu studieren.

Furchtbar war es für die gute Mutter, die von alledem keine Ahnung hatte, als eines Tages ihr Nicolaus glatt rasiert und nach der neuesten Mode gekleidet heimkam und ihr sagte, so müsse er von nun an gehen, da er sich entschlossen habe, Sänger zu werden. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr bei solchem Anblick der braven Hausfrau, und weinend erklärte sie ihrem geliebten Manne, daß sie sich so niemals mit ihm werde sehen lassen. Das waren gar ernste Tage, unter welchen besonders die Mutter unsagbar litt; ein wahrer Druck lag auf dem sonst so friedlichen Heim! Endlich siegte auf Schelbles Wort: „Lieber Hoff, Sie passen mit Ihren Grundsätzen nicht für das Theater!“ vernünftige Überlegung über Vaters vorübergehende Leidenschaft, und die Mutter hatte die Freude, ihren Nicolaus wieder zu besitzen, wie er ihr allein angenehm war.

---

[1]) Carl Wilhelm Ferdinand G., Kapellmeister am Stadttheater seit 1821, geb. 27. Oktober 1787 in Militsch (Schlesien), gest. 22. Juli 1848 in Bockenheim.

[2]) Es war bei der Aufführung des Messias, als Guhr in der Pause zu Hoff kam und ihm ein Engagement mit 3000 Gulden zusicherte.

Der Unterricht im Städelschen Kunstinstitut hatte noch nicht begonnen, da der Umbau auf der Neuen Mainzerstraße No. 49 noch nicht fertig war. Doch genossen einzelne Schüler bei Lehrern in deren Behausung Unterricht. So hatte Thomas als Schüler Gerhard Malß[1]), der sich für die Landschaft entschieden, und mein Vater den talentvollen Karl Müller[2]), der bei ihm zeichnete und stach. Dadurch war immerhin eine Einnahmequelle gefunden. Eine zweite erschloß sich bald darauf: Dr. Bercht[3]), Inhaber des sehr wohlstehenden Mädchenpensionats im „weißen Hirsch"[4]) auf dem Großen Hirschgraben, forderte meinen Vater auf, wöchentlich sechs Zeichnenstunden in dem von ihm gemeinsam mit seiner Frau geführten Institut zu erteilen; die Zeichnung nach Perugino veranlasse ihn zu der Anfrage. Aber ohne sich irgendwie zu bedenken, lehnte Vater diesen Antrag, der ihm wöchentlich sechs „kleine Thaler" (etwa 14 Mark) eingebracht hätte, ab und erklärte auf das Warum, er habe sich der Kunst gewidmet und wolle sich nun nicht mit Stundengeben seine Zeit zersplittern. Trotz der Ablehnung mußte Dr. Bercht Wohlgefallen an ihm gefunden haben; denn er gab ihm acht Tage Bedenkzeit, nach welcher er definitiven Bescheid erwarten wollte.

Aber Vaters schützender Engel, seine gute Betty, wie er Mutter nannte, hatte die ganze Unterredung gehört. Kaum war der Herr fort, so trat sie zu ihrem Nicolaus, stellte ihm vor, wie unbedacht er Gottes Hand zurückgewiesen habe, und bat ihn flehentlich, sich eines Besseren zu besinnen.

---

[1]) M., geb. 24. April 1819 in Frankfurt a. M., gest. ebenda 25. Oktober 1885 als Inspektor des Städelschen Kunstinstituts.

[2]) M., geb. 12. November 1811 in Frankfurt a. M., gest. 21. April 1872 ebenda.

[3]) B., Dr. phil. und Prof. Gottlob Friedrich August, geb. 30. Juli 1799 in Nieder-Werbig (Preußen), gest. 29. Mai 1861 in Darmstadt.

[4]) Die jetzige Bethmannstraße vom Hirschgraben bis zur Kaiserstraße.

Ganz erstaunt frug der Gatte, der sich meist gern leiten ließ: „Meinst Du denn, daß ich es annehmen solle?“ — „Ei, selbstverständlich! Du mußt es annehmen, weil wir es brauchen!“ Gesagt, gethan: er griff nach seinem Hut und eilte dem Herrn Professor nach, holte ihn auf dem Roßmarkt ein und machte zu dessen Überraschung die Sache gleich auf der Straße fest. Als dieser frug, wie er denn so schnell zu dem Entschluß gekommen sei, erzählte er ihm unverhohlen, seine Frau habe ihn dazu bestimmt. „O,“ sagte der Professor, „einer solchen klugen Frau folgen Sie ja immer im Leben, die meint es gut mit Ihnen!“

Mein Vater gab sich der neuen Thätigkeit, so wenig Lust dazu er auch erst verspürt hatte, freudig hin und war durch drei Jahrzehnte, von 1829 bis 1860, als Lehrer an dem Institut thätig. Das glänzende Zeugnis, das ihm Professor Bercht ausstellte, als sich Vater später um die Stelle an dem Gymnasium bemühte, ist Beweis genug, wie gern gesehen, wie beliebt er in dieser feinen Anstalt war.

Es lautet: „Seit April 1829 gibt Herr Nicolaus Hoff den Zeichenunterricht in unserer Anstalt zu unserer vollkommenen Zufriedenheit. Der rege Eifer, den er in diesen zwölf Jahren fast ohne Ausnahme in allen, selbst in den mindestbegabten Schülerinnen zu erwecken und zu erhalten verstand, zeugt für die Güte seines Unterrichts mehr noch, als die ganz ausgezeichneten Fortschritte, welche die Talentvolleren unter seiner Leitung gemacht haben. Diese Vorzüglichkeit seines Unterrichts, verbunden mit seinem freundlichen und würdigen Benehmen, das ihm die allgemeine Liebe und Achtung seiner Schülerinnen gewinnt, hat es ihm leicht gemacht, ohne alle Strenge die Ruhe und Ordnung während seiner Unterrichtsstunden aufrecht zu erhalten.

Frankfurt d. 10. Aug. 1841.

Prof. Bercht“.

Der Winter von 1829 auf 1830 war ein außergewöhnlich strenger, am 2. Februar stieg die Kälte bis auf 27°; die Zimmerwände waren glitzernde Eisflächen, so daß das Bettchen des den Eltern am 5. März 1829 gebornen Töchterchens Kathinka, um das Kind so viel wie möglich zu schützen, in die Mitte der Stube gestellt werden mußte. Diese starke Kälte war so anhaltend, daß die Bürger des Nachts patrouillierten, um die Pumpen im Gange zu erhalten. Solchem Dienst mußte sich auch unser Vater unterziehen; ebenso genügte er seiner Bürgerpflicht als Soldat, und zwar als Pompier, wobei er die vollständige nach französischem Schnitt gefertigte Uniform dieser Truppe trug.

Mein Vater hatte in jenem Winter für den neugegründeten Kunstverein als Nietenblatt Overbecks[1]) „Italia und Germania", wovon das Originalölgemälde im Besitz des Kunsthändlers Friedrich Wenner[2]) war, zu lithographieren. Wenner, der große Stücke auf dieses Bild hielt — er hatte es selbst bei dem Künstler in Rom bestellt —, verlangte, die Arbeit müsse in seinem Hause (dem ehemaligen von Reineckschen Besitztum in der Hasengasse) gemacht werden.

Gar manchen Besuch von Gelehrten und Ungelehrten, Künstlern und Kunstfreunden erhielt mein Vater während dieser Arbeit, so auch von Clemens Brentano[3]) und dessen Schwester Bettina[4]). Als das Geschwisterpaar das Kunstwerk genugsam betrachtet hatte und sich verabschiedete, glaubte die gern mit „Geistreichigkeit" kokettierende Dame noch irgend etwas Bedeutendes sagen zu müssen und äußerte: „Es muß

[1]) Friedrich O., geb. 3. Juli 1789 in Lübeck, gest. 12. November 1869 in Rom.

[2]) W., geb 27. Januar 1772 in Frankfurt a. M., gest. 5. Juni 1835 ebenda.

[3]) B., geb. 8. September 1778 in Frankfurt a. M., gest. 28. Juli 1842 in Aschaffenburg.

[4]) B. von Arnim, geb. 4. April 1785 in Frankfurt a. M., gest. 20. Januar 1859 in Berlin. (Deren Elternhaus ist der „Goldene Kopf" in der Großen Sandgasse No. 12).

Ihnen, Herr Hoff, doch recht interessant gewesen sein, mich, Bettina, gesehen und kennen gelernt zu haben!"

Der Stein wurde in der lithographischen Anstalt von Vogel, der ersten, die in Frankfurt errichtet wurde, gedruckt. Das Verfahren des Lithographierens in allen seinen Stadien zu beobachten, trieb viele hin. Die Arbeit fand Overbecks Beifall, und auch der Vorstand des Kunstvereins äußerte seine Zufriedenheit. Einige der Herren, Philipp Passavant und Professor Steingaß[1]), hatte Vater dadurch so für sich gewonnen, daß er in späteren Jahren noch öfters mit ähnlichen Aufträgen betraut wurde. Es sei davon nur die mit der Feder lebendig facsimilierte Zeichnung Ferdinand Fellners[2]) „Das Scheibenschießen in Sendlingen" erwähnt.

Ein Brief von Cornelius an den Kunsthändler Wenner, wegen Ankaufs des Overbeckschen Bildes für König Ludwig I. von Bayern möge hier Platz finden:

„München, den 16. October 1832.

Verehrter Herr Wenner!

— — — Der König hat Overbecks Bild gesehen, und meine Bemerkung, daß es höchst wünschenswerth sei, diese Perle für die Pinakothek zu erwerben, faßte er mit der größten Lebhaftigkeit auf. Er erkannte den klassischen Werth dieses Werkes und wünscht sehnlichst dessen Besitz.

Wie sehr Ihnen nun die Trennung von einem solchen Kleinod hart fallen muß, so kann ich mir doch denken, daß ein solcher Besitz für einen Privatmann fast zu kostbar ist, und es wird für Sie eine Beruhigung sein, es an so würdiger Stelle zu wissen. Mein Herr will aber nicht, daß Sie es wissen sollen, daß Er, ein König, um diesen Schatz wirbt. —

Ihr P. Cornelius."

---

[1]) Joh. Baptist Joseph Leopold St., Dr. phil. u. Professor am Gymnasium seit 1824, geb. 23. April 1790 zu Mühlheim a. Rh., gest. 12. Juli 1854 dahier.

[2]) Dr. jur. F., geb. 12. Mai 1799 in Frankfurt a. M., gest. 14. Sept. 1859 in Stuttgart.

„Mit dem Jahre 1830 trat Städels Stiftung ins Leben[1]).

„Die Administration berief[2]) zum Direktor einen der bedeutendsten Vertreter der neuen deutschen Schule, Philipp Veit[3]). Alles war freudig erregt in dem Gedanken, den großen und echten Künstler zu besitzen; denn er war der Mann, der durch seinen anregenden Geist alle Hoffnungen erfüllen konnte.

Veit, der in so glücklicher, seinem innersten Wesen durchaus entsprechender Thätigkeit in Rom geweilt, war der letzte aus dem römisch-deutschen Künstlerkreise, welchem sich eine Stellung im Vaterlande bot. Sein Empfang am 1. Oktober 1830 und seine Aufnahme waren glänzend. Er fand außer den mit ihm an das Institut berufenen Kollegen Hessemer[4]), Zwerger[5]) und Binder[6]) einen kleinen Kreis von Künstlern vor, die sich innig ihm anschlossen: Radl[7]) und Morgenstern[8]) und die ihm schon von Rom her befreundeten Passavant, Oppenheimer[9]), Thomas und Hoff.

Von der Darstellung der „sieben fetten Jahre", welche Veit in der Casa Bartholdy al fresko ausgeführt, brachte er

---

[1]) Johann Friedrich St., geb. 1. November 1728 in Frankfurt a. M., gest. 2. Dezember 1816 ebenda. Seine treffliche Büste von Zwerger ist in der Rotunde der Galerie und in der Halle des Schulhauses im Städelschen Kunstinstitut aufgestellt.

[2]) Friedrich Overbeck in Rom hatte den Antrag abgelehnt.

[3]) V., geb. 13. Februar 1793 in Berlin, gest. in der Nacht vom 17. zum 18. Dezember 1877 in Mainz.

[4]) Friedrich August Wilhelm Maximilian H., geb. 24. Februar 1800 in Darmstadt, gest. 1. Dezember 1860 dahier.

[5]) Johann Nepomuk Z., geb. 28. April 1796 zu Donaueschingen, gest. 26. Juni 1868 in Cannstadt.

[6]) Joseph B., geb. 1805 in Wien, gest. 1864 ebenda, nach dessen Weggang 1839 Hch. Rustige, geb. 12. April 1810 in Werl (Westfalen), gest. 1900 in Stuttgart, die Stelle bekleidete.

[7]) Anton R., geb. 16. April 1774 in Wien, gest. 4. März 1852 dahier.

[8]) Johann Friedrich M., geb. 8. Oktober 1777 in Frankfurt a. M., gest. 21. Januar 1844 ebenda.

[9]) Moritz O., geb. 1801 in Hanau, gest. 24. Februar 1882 in Frankfurt a. M.

den Karton mit. Dies Werk zählt zu den trefflichsten des Künstlers; seine klassische Schönheit reicht allein hin, ihn den ersten Meistern beizugesellen.

Die junge Anstalt entwickelte sich erfreulich unter seiner Leitung, ein frisches Kunstleben begann sich zu entfalten. Veit opferte ihr aber fast auch die eigene Thätigkeit. Als Lehrer war er so glücklich, mit seinem Ernst und seinen in dem Boden der großen Romantiker wurzelnden Anschauungen einen hochbegabten, zur vollen Meisterschaft reifenden Schüler, Alfred Rethel[1]), heranzubilden, eine Freude, die den edlen, vom leisesten Neid freien Menschen wahrhaft beglückte."

Veits Beziehungen zum Städelschen Kunstinstitut wurden Veranlassung zu einer seiner größten und bedeutendsten Schöpfungen, der „Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum" mit den Seitenbildern der „Germania und Italia". Der Künstler hatte während der Vorarbeiten für dieses Werk nicht geahnte Unannehmlichkeiten durchzumachen: die Administration ließ sich den Entwurf vorlegen, und da war es obenan Dr. Kestner, welcher weitgehende Änderungen verlangte. Die Kritik: „Viel zu katholisch!" nahm dem Meister fast die Freudigkeit an der Arbeit. Er konnte beim besten Willen nur schwer die Zufriedenheit der Herren erlangen, wieder und wieder mußte er das für ihn empfindliche Wort hören: „Immer noch zu katholisch!" Man vergleiche nur die Farbenskizze in der Galerie des Städelschen Kunstinstitutes mit dem Wandgemälde — welche Wandlungen sind da vorgegangen! Aber zum Nachteil des Bildes sind dieselben nicht gewesen.

Die Bilder wurden von Veit al fresko in einem Saale des Institutes ausgeführt und gehören unzweifelhaft zu den kostbarsten Zierden desselben. Im Jahre 1877 wurde das Freskobild durch Antonio Zanchi aus Bergamo von der Wand abgenommen und in das neue Galeriegebäude übertragen.

---

[1]) R., geb. 15. Mai 1816 in Haus Diepenbend bei Aachen, gest. 1. Dezember 1859 in Düsseldorf.

Bei Vollendung des Werkes wurde dem Meister eine großartige Ovation gebracht, bei welcher beifolgendes „Künstler-Lied", von Hessemer verfaßt, gesungen wurde.

„Zur Feyer der Vollendung des Frescobildes, die Entwicklung der Künste in Deutschland durch die Einführung des Christenthums, von Philipp Veit am 17. November 1836.

Künstler-Lied.

Trinkt! Trinkt! Trinkt!
Trinkt, ihr Künstler, trinkt!
Daß der Geist des Lebens
Sprudelnd euch durchdringt,
Daß die Lust des Strebens
Euer Herz beschwingt!
Chor: Trinkt! Trinkt! Trinkt!
Trinkt, ihr Künstler, trinkt!
In der Kunst thut Geist das Meiste,
Saugt euch Geist und schafft im Geiste!
Chor: Trinkt! Trinkt! Trinkt!
Trinkt, ihr Künstler, trinkt!

Malt! Malt! Malt!
Malt, ihr Maler, malt!
Laßt die Farben schildern,
Was vom Geiste strahlt,
Daß ihr Gott in Bildern
Dank des Herzens zahlt.
Chor: Malt! Malt! Malt!
Malt, ihr Maler, malt!
Schafft, daß euch des Geistes Frische
Formen bilde, Farben mische.
Chor: Malt! Malt! Malt!
Malt, ihr Maler, malt!

Stecht! Stecht! Stecht!
Kupferstecher, stecht!
Tausend Bilder glänzen,
Fordern so ihr Recht,
Daß zu ewgen Kränzen
Ihr die Zweige brecht.

Chor: Stecht! Stecht! Stecht!
Kupferstecher, stecht!
Faßt der Bilder tiefe Seele,
Daß euch selbst ein Kranz nicht fehle!
Chor: Stecht! Stecht! Stecht!
Kupferstecher, stecht!

Haut! Haut! Haut!
Haut, Bildhauer, haut!
Daß der Geist verständig
Stein erweicht, bethaut,
Die Gestalt lebendig
Aus dem Marmor schaut.
Chor: Haut! Haut! Haut!
Haut, Bildhauer, haut!
Wie viel Schläge können frommen,
Daß Pulsschläg in Marmor kommen?
Chor: Haut! Haut! Haut!
Haut, Bildhauer, Haut!

Baut! Baut! Baut!
Baut, Baumeister, baut!
Daß wir sicher wohnen,
Friedlich still und traut.
Daß von Thurmes Kronen
Wird die Glocke laut.
Chor: Baut! Baut! Baut!
Baut, Baumeister, baut!
Baut gerecht mit Maaß und Senkel,
Einst vielleicht dankts euch ein Enkel.
Chor: Baut! Baut! Baut!
Baut, Baumeister, baut!

Malt! Stecht! Haut!
Baut, ihr Künstler, baut!
Wer von Geist durchdrungen
Rein das Urbild schaut,
Wer den Stoff bezwungen,
Führt sich heim die Braut.
Chor: Malt! Stecht! Haut!
Baut, ihr Künstler, baut!
Baut euch selbst den Ehren-Tempel,
Meister Veit giebt euch's Exempel!

Chor: Malt! Stecht! Haut!
Baut, ihr Künstler, baut!

Trinkt! Trinkt! Trinkt!
Trinkt, ihr Künstler, trinkt!
Laßt die Gläser kreisen,
Daß es hell erklingt,
Laßt uns ehren, preisen,
Wer sein Werk vollbringt!
Chor: Trinkt! Trinkt! Trinkt!
Trinkt, ihr Künstler, trinkt!
Laßt zum Lebehoch uns einen,
Ihn erfreuen, den wir meinen!
Chor: Trinkt! Trinkt! Trinkt!
Trinkt, ihr Künstler, Trinkt!"

Noch seien von Veit einige Ölgemälde erwähnt, welche aus jener Zeit herrühren: St. Georg, ein Altarbild in der Kirche zu Bensheim a. d. Bergstraße; die Darbringung im Tempel, im Besitz der Familie Dr. Mezger in Heidelberg; die Ruhe der hl. Familie auf der Flucht nach Egypten, im Städelschen Kunstinstitut; und die beiden Marien am Grabe Christi, auf Schloß Neuburg bei Heidelberg.

Nicht lange blieben meine Eltern in ihrer ersten Wohnung, denn sie war zu unpraktisch. In der „Wellenscheuer" auf der Altegasse wurde eine neue gewählt, wieder ein Hinterhaus, das jetzt mit No. 71 bezeichnete; ein Vorderhaus existierte damals noch nicht, denn da war der Garten. Die Schwäger Pickel und Billmeyer waren die Eigentümer, biedere Handwerker, der eine Wagner, der andere Schmied, was ein lebendiges Treiben in das Haus und den Hofraum brachte. Doch war meiner Eltern Bleiben auch hier nicht von Dauer; fast flüchteten sie von dieser Gasse, welche damals gleich der Breitegasse wegen der vielen Gemüsegärtner, die da wohnten und Äpfelwein zapften, geradezu verpönt war. Bekannte und Verwandte machten sich über die Wahl förmlich lustig, sie galt als Schimpf für die Familie! Wahrhaft drangsaliert wurden die Eltern; da hieß es: „Ja,



Nickeles, ich thät Dich ja gern emal besuche, odder uff die Altgaß gehn ich net, es is mer zu gemää!" oder: „Wie kann der nor uff die Altgaß ziehe, wo er'sch doch gar net nethig hätt!" oder unter Lachen: „Ei, der Schlag, die wohne ja uff der Altgaß!" und andere Redensarten mehr, die aber damals ganz berechtigt erschienen.

Solche Sticheleien mochte mein Vater nicht länger anhören; er mietete, ohne daß es seine Frau wußte, im „Mohrengarten" an der „Großen Gallengasse", — jetzt steht an der Straße das Hôtel du Nord — bezahlte den noch nicht fälligen Hauszins und zog, um nur Ruhe zu haben, zu Mutters Leidwesen mitten im Winter aus. Doch auch im Mohrengarten ging's nicht; das Quartier war, obschon der große Hofraum manche Annehmlichkeiten bot, zu mangelhaft, und so zog das Ehepaar auch von da — man sieht, daß es ihnen pekuniär besser ging — vor abgelaufener Mietszeit aus, in die Nähe vom Großvater Hoff, auf die Große Gallengasse Lit. E. No. 6 zum Lohnkutscher Keßler[1]). Das war wieder ein Haus, in dem großer Verkehr herrschte, und dort war es, wo ich, der Schreiber dieses, als drittes Kind meiner Eltern am 19. Julius 1832 Donnerstag nachmittag um 4¾ Uhr das Licht der Welt erblickte. Zwei Jahre vorher, am 29. August 1830, war ihnen der erste Sohn geboren worden, welchen man Johannes genannt hatte.

Meine Taufe fand am 29. ejusdem, an einem Sonntage, statt und ward vollzogen von dem evangelisch-lutherischen Pfarrer und Konsistorialrat Dr. Kirchner. Sie war, wie mir meine Mutter später erzählte, von allen in ihrem Hause stattgehabten derartigen Feierlichkeiten die großartigste, d. h. es waren mehr Gäste geladen und wurde mehr und besser gegessen und getrunken, als sonst; man war auch bis spät in die Nacht hinein mit einer gewissen Fröhlichkeit zusammen, was sicherlich ganz gegen meinen Willen gewesen wäre, hätte dieser damals schon

[1]) Gründer des Droschkenbetriebs.

einen Einfluß ausüben können. Doch es ging nicht anders: die Verwandten aus Wiesbaden, die nicht wenig auf solches Zusammensein hielten, waren gekommen und wollten es gerade so, wenn möglich noch besser haben. Großvater Scheurer wurde mein Pate, und so erhielt ich die Namen „Johann Friedrich", bedeutungvolle, schöne Namen: der Begnadigte, Huldreiche; der Friedfertige, Friedliche! — Trage ich etwas von ihrem Sinn in mir?

Die Eltern mieteten für die letzten Sommermonate auf dem Zimmerplatz des Herrn Meixner vor dem Mainzer, jetzt Bockenheimer Thor, da, wo nun die Klüberstraße ist, einige Räume zum Aufenthalt, um uns Kindern durch gute Luft rechte gesundheitliche Vorteile zu bringen. Es soll dies Asyl, wie uns unsere Mutter erzählte, wenn auch sehr primitiv, doch reizend gewesen sein. Schon das lustige Arbeiten der in aller Frühe kommenden Zimmerleute, das meist mit dem gleichmäßigen Schalle des Balkenbehauens begann, war für alle ein neuer Eindruck. Draußen wurde auch gekocht und überhaupt gewirtschaftet. Jegliche Besorgnis in dieser Einsamkeit war ausgeschlossen, denn ein tüchtiger Hund hielt Wache. Gegen Abend ging meine Mutter mit uns Kindern die schöne Rüsterallee entlang auf die nahen Kettenhöfe, um frischgemolkene Milch zu trinken, und Vater holte seine Lieben nach den Unterrichtsstunden ab. Da passierte es aber einmal, daß sich der Bulle, im Volksmunde der „Brummelochse", losriß und in großen Sätzen gerade auf unseren Tisch losstürzte, mit den Vorderbeinen auf die Bank sprang, wo zum Glück niemand saß, brüllte und dann, ohne Schaden angerichtet zu haben, wieder zurück in den Stall lief. Ein entsetzliches Angstgeschrei soll unter den Gästen entstanden sein. Von da an wurde der Gang auf die von Pappeln und Weiden umstandenen und mit Wasser umgebenen schönen Kettenhöfe eingestellt.

Aber gute Milch sollte ich deshalb doch ferner bekommen, und so wandte man sich, wie viele andere, an den früheren

Scharfrichter Johann Michael Hoffmann[1]) in der Schneidwallgasse[2]), der nach Aufhebung seines grausigen Amtes einen Milchgarten führte. Oft ging ich später aus Interesse in dieses Winkelgäßchen und besah mir den merkwürdigen Ort, das große, blutrot angestrichene Thor in dem uralten mit Gras bewachsenen Gemäuer, durch welches ich morgens und abends als kleines Kind von meiner lieben Mutter getragen worden war, um mein Quantum „Scharfrichtersmilch", wie sie genannt wurde, frisch von der Quelle zu bekommen. Auch habe ich den stattlichen Mann, wenn er seinen Spazierritt um die Promenade machte, noch oft, wenn ich zur Schule ging, gesehen und ihm als meinem Wohlthäter im Stillen gedankt.

Die Beziehungen meines Vaters zum Städelschen Kunstinstitut — man hatte ihm Hoffnung gemacht, als Lehrer der Kupferstechkunst dahin zu kommen — waren durch Eugen Eduard Schäffer, der 1834 von München hierher berufen wurde und mit seinen epochemachenden Sachen nach Cornelius[3]) auftrat, erloschen. Mit solchem Meister konnte er, besonders was das Stechen anbelangte, sich nicht in eine Linie stellen, und bescheidentlich wie immer fügte er sich in das Unvermeidliche, ja er äußerte selbst so männlich schön: „Schäffer, das ist der einzige, der die Stelle verdient!"

---

[1]) H., geb. 6. Juli 1769 in Großgerau, gest. 12. Dezember 1849 in Frankfurt a. M.

[2]) Diese Gasse wird schon 1381 als „Stockisgasse" (Stöckergasse) erwähnt. Sie führte diesen Namen nach dem seit alten Zeiten darin wohnenden Stöcker, Stockmeister (Henker) und ward später 1771 nach dem Scharfrichter oder Wasenmeister auch „Meystereygasse" genannt. Ihren jetzigen Namen erhielt sie nach der 1818 erfolgten Niederlegung des daselbst gestandenen „Schneidwalls".

[3]) „Aus dem Paradies von Dante", nach dem Karton des unausgeführt gebliebenen Deckenbildes für die Villa Massimi in Rom. Aus dem Gemäldecyklus in der Glyptothek in München: Hochzeit der Thetis, Urteil des Paris, Opfer der Iphigenia, Vermählung und Entführung der Helena, die Nacht und — die Unterwelt, seine Meisterplatte.

In welchem Ansehen Schäffer schon damals stand, geht aus Kupferstecher Thäters Urteil hervor. Er sagt: „Das Geistreichste kupferstecherischer Reproduktion aber wurde von Schäffer geleistet, welcher sich unter den von allen Seiten herbeieilenden zahlreichen jungen Künstlern befand, die sich um Cornelius sammelten, als dieser von Rom nach Deutschland zurückkehrte. Schäffer, der erst in der Nähe des Cornelius den Entschluß faßte, die Arbeiten dieses großen Meisters zu stechen, bediente sich ohne Weiteres des Grabstichels als zeichnenden Instruments auf der blanken Kupferplatte, mit einer Kühnheit und Freiheit, als ob er der Meister Cornelius selbst wäre, und in der That war das Verhältnis zwischen Beiden in künstlerischer Beziehung ganz das gleiche wie das zwischen Rafael und Marc Anton."

Nachdem Schäffer die „Unterwelt" zu Cornelius' höchster Befriedigung vollendet hatte, faßte er den Entschluß, dieselbe König Ludwig zu zeigen, und brachte sie, nachdem er Audienz erlangt hatte, ins Schloß. Doch König Ludwig sagte nur, als er einen Blick darauf geworfen: „Lieber Freund, das verstehe ich nicht, da müssen Sie mir einen Abdruck bringen". Und so mußte der kleine und doch so große Meister wieder abziehen. Klein freilich nur der Statur nach, was aber seiner Eitelkeit so fatal war, daß er stets den höchsten Cylinder und die stärksten Sohlen und Absätze trug, und obendrein noch möglichst den höchsten Punkt des Gehweges eiuzunehmen suchte, welchen Platz er zur großen Belustigung seiner Freunde meist erst durch Kampf erringen mußte.

Cornelius hatte seinen Spaß an dieser verzeihlichen Schwäche Schäffers nach einer anderen Seite hin. Als er zum letztenmal — es war zu Anfang der sechziger Jahre — nach Frankfurt kam und im Städelschen Institut seine „Faust"- und „Nibelungenzeichnungen" und die zu „Romeo und Julie" besah, wandte er sich bei der letzteren mit den Worten an den bei

der Ehrenbegleitung beteiligten Schäffer: „Aber, lieber Schäffer, die Zeichnung ist doch noch etwas anderes als Ihr Stich!" Natürlich konnte er seinem „Meister", wie er Cornelius nannte, nichts darauf erwidern, sondern machte nur ein höchst verdutztes Gesicht, wußte er ja doch, daß diese seine Romeo und Julie-Platte ein Meisterstück war. Als sich Cornelius genugsam an seiner Verlegenheit geweidet hatte, erlöste er ihn aus dem Bann und sagte: „Nun, lieber Professor, nichts für ungut! Nein, das ist eine herrliche Arbeit, Ihre Shakespeare-Platte. Aber ich wollte nur einmal sehen, ob Sie noch so eitel wie seiner Zeit in München sind!"

So war eine Einnahmequelle für meinen Vater versiegt; denn nun ging auch sein Schüler Müller[1]) zu Schäffer im Städelschen Kunstinstitut über. Doch Gott verließ ihn nicht! Eines Tages — die Wasser gingen schon recht hoch — kam die Hilfe: Der Vorstand der Selekten- und Englischfräulein-Schule[2]) wünschte den Vater als Zeichnenlehrer an diese beiden katholischen Anstalten zu ziehen. Gern nahm der Künstler das Anerbieten an und wirkte über 30 Jahre an denselben, stand bei Vorgesetzten und Kollegen in hohem Ansehen und lebte in Frieden mit den Andersgläubigen. Letzteres hebe ich ganz besonders hervor, denn es gereicht beiden Teilen zur Ehre! Nur einmal war er in Gefahr, seiner Stellung verlustig zu

---

[1]) Er stach 1836 „die fetten Jahre" nach Veits Karton.
Schäffers weitere Schüler waren:
Johannes Eisenhardt, geb. 8. November 1824 in Frankfurt a. M., gest. 11. Oktober 1896 ebenda,
Christian Wunibald Angilbert Goebel, wurde später Maler, geb. 26. Jan. 1821 in Frankfurt a. M., gest. 19. Mai 1882, ebenda,
Karl Kappes, geb. 5. Januar 1821 in Frankfurt a. M., gest. 3. Juli 1857 ebenda,
Johann Christian Siedentopf, wurde später Cellist, geb. 17. Mai 1818 in Frankfurt a. M., gest. 28. Juni 1884, ebenda.

[2]) Wurde am 16. Mai 1865 von der Klostergasse No. 24 in die Turnanstalt, Seilerstraße 2, 1876 nach der Hochstraße 44 verlegt.

gehen; aber nicht etwa wegen seines Glaubens. Auf Hoffs Namenstag am 6. Dezember machten sich die Knaben den Spaß, ihm einen Nicolaus zu geben. Daß dies nicht ohne äußere Unruhe, ja absichtliche Störung abging, ist begreiflich. So geschah es, daß sich ein sonst ordentlicher Junge ungebührlich betrug und mein Vater ihm einige Ohrfeigen gab. Der Schüler, welchem das noch nicht passiert ist, stellt sich, als habe ihm der Lehrer einen Schaden am Gehör zugefügt, und der Arzt bestätigt dies, läßt ihn im Bett liegen und wendet Mittel zur Heilung an. Das Ereignis wird bekannt, dringt bis zur Behörde, welche zu Ungunsten Hoffs entscheidet. Doch der Junge kommt wieder zur Schule und muß mit seiner Klasse zur Beichte gehen. Da bekennt er, als sein Beichtvater ihm zuredet, recht offen zu sein, er habe seinen Lehrer, der ihn bestraft, verleumdet, derselbe habe ihm in jenem Fall durchaus nicht geschadet; nur die Strafe vor seinen Mitschülern habe ihn zu der falschen Aussage veranlaßt. Der wackere Priester befiehlt ihm, sofort seinem Inspektor alles zu bekennen und den gekränkten Lehrer um Verzeihung zu bitten, eher spreche er ihn von seinen Sünden nicht frei. Und so kam Hoff wieder zu vollem Ansehen[1]).

Nun war mein Vater wirklich Lehrer, es hatte sich der Übergang zum praktischen Beruf vollzogen. Fortwährend drängte man ihn mit Aufforderungen zum Stundengeben in Instituten wie in Familien, sodaß er sie sich schließlich nur noch auszusuchen brauchte. Wenn auch mit schmerzlicher Resignation, nahm er nach und nach Abschied von den idealen

[1]) Als nach Jahren die Kräfte nicht mehr reichten und er zurückzutreten beabsichtigte, war es der Senator Speltz, der erste über die katholischen Schulen, der Hoff aufforderte, um Pensionierung einzukommen, die ihm auch, obwohl er kein Recht darauf hatte, mit allen Ehren zu teil wurde. An der evangelischen Musterschule wurde ihm dagegen nach gleicher Dienstzeit trotz Bürgermeister Müllers Befürwortung kein Ruhegehalt gewährt.

Plänen. Seine einzige künstlerische Thätigkeit bestand im Zeichnen von Porträten, wovon ihm viele von Direktor Veit, der großes Wohlgefallen an denselben fand, zugewiesen wurden. So ging es allmählich bergauf, das sparsame Hausmütterchen konnte zu seiner Freude dem lieben Mann ein erkleckliches Sümmchen zurücklegen.

Im Frühjahr 1833 stand wieder ein Umzug bevor. Der Aufenthalt auf dem Zimmerplatz im vorhergehenden Sommer hatte Wunder gewirkt, deshalb sollte in noch ausgiebigerer Weise die Fortsetzung kommen: wir zogen nach Bornheim. Das nannte man damals „aufs Land ziehen." Jetzt geht man weiter in die Sommerfrische. Es ward wiederum eine schöne Zeit; ja unsere Mutter sah sie, wegen ihrer Einfachheit, sogar als die schönste in ihrem Ehestand an.

Erst wenige Tage wohnten wir in Bornheim, da brach am 3. April 1833 Abends 9½ Uhr in der Stadt der Studentenkrawall aus, die Haupt- und Konstablerwache und das „Zuchthaus" wurden gestürmt. Es fand ein mörderisches Feuergefecht zwischen dem Militär und den hier zusammengekommenen Studenten statt. Unser Vater war gerade auf dem Heimwege, als das Schießen begann. Niemand hatte eine Ahnung gehabt, so geheim war die Sache gehalten worden. Unser Arzt, Dr. med. Bunsen[1]), wurde als an der politischen Agitation in Deutschland beteiligt, das Jahr darauf am 4. November 1834 verhaftet. Mein Vater zeichnete seine ganze Familie und sandte sie ihm in das Gefängnis (Hardenberg) nach Mainz, aus welchem er am 7. Juni 1837 endlich entlassen wurde.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist der Eindruck eines Leichenbegängnisses. An einem Sonntag Morgen kniete ich kleiner Kerl am Fenster und sah auf die Straße hinunter, als ein Trauerzug daherwallte. Es war, wie mir später

[1]) Carl Ludwig Friedrich B., geb. 14. Juni 1796 in Frankfurt a. M., gest. 2. April 1839 ebenda.

erzählt wurde, ein junger Bursche Namens Konrad, der bei einer Schlägerei auf dem Tanzboden seinen Tod gefunden hatte. Vornher der Geistliche und die weißgekleideten Jungfrauen des Ortes mit Rosmarinzweiglein. Den bekränzten Sarg trugen Kameraden des Todten unter dem Geläute der Kirchenglocken zur Ruhestätte. Von den Leidtragenden hatte jeder, wie ich noch weiß, eine Citrone in der Hand.

Willkommene Unterhaltung bot die täglich über den Platz ziehende Kuhherde, die der Hirte, sein Tu, Tu in das mächtige Horn stoßend, zusammentrieb. Bald kamen aus den Höfen und den entfernteren Teilen der gegenüberliegenden Löbersgasse die Tiere mit lustigen Sprüngen eilig herunter und schlossen sich der Herde an, die weiter durch das Dorf nach der „Haide" zog. Auch die grunzenden Schweine und die schnatternden Gänse nahmen ihren Weg an unserem Hause vorbei. Ist's zu verwundern, daß sich solch ländlich anmutige Bilder dem Kindesauge und Gedächtnis unauslöschlich einprägten?

Der Platz vor unserem Hause war ein äußerst belebter, besonders Sonntags, wenn in den vielen Wirtshäusern die Tanzmusik begann: da stand dicht neben uns, wo jetzt die Kirchnerschule steht, das Gasthaus des Herrn Matern „Zum goldenen Löwen", in der nahen Gelnhäusergasse (jetzt Bergerstraße), das „Zur weißen Lilie" und noch weiter hinauf das „Zur Rose". Uns gegenüber lag endlich das Haupttanzlokal „Zum schwarzen Adler", dessen lebensgroßes Abzeichen mit güldener Krone und ausgebreiteten Schwingen über dem Balkon schwebte. Weiter der Stadt zu „Der Schlagbaum", so genannt nach dem mit Stacheln versehenen Balken, der, mit Dunkelwerden heruntergelassen, die Straße absperrte. „Das war ein Flöten und Geigen, Trompeten schmetterten drein"; doch man gewöhnte sich daran, ja schließlich wurde man noch in den Schlaf gewiegt.

Auch konnten wir von unseren Fenstern den Anfang und das Ende der „Bernemer Kerb" beobachten. Schon am

Samstag wurde der mächtige „Kerbebaum" mit einem Vorspann von sechs Schimmeln von einer Anzahl „Kerbeborsch" als Vorreitern und einem Musikkorps eingeholt. Mit dem Pflanzen desselben galt die Kirchweihe als eröffnet. Am Mittwoch fand der „Gickelschlag" statt. Der goldschimmernde, mit Bändern geschmückte Hahn und das zu zerschlagende „Dippe" wurden unter Musik auf Stangen auf den Platz am „Adler" getragen. Die Lustbarkeit bestand darin, daß der Boden von den Burschen der Reihe nach mit verbundenen Augen mit einem Dreschflegel so lange bearbeitet wurde, bis einer das „Dippe" traf und dafür den Hahn erhielt.

Das beste Bild aus dem Leben meiner Eltern in jener Zeit entwarf ein Freund meines Vaters und Schüler Schelbles, Carl Voigt¹), der draußen bei uns wohnte, seiner Mutter in Hamburg.

„Bornheim, den 30. März 1833.

Inniggeliebte Mutter!

Von dem neu bezogenen Sommeraufenthalt und dem freundlichen Zimmer aus, welches ich seit acht Tagen bewohne, laß mich Dir froh und zufrieden einen freundlichen Gruß senden. War es mir auch nicht gleichgültig, die Familie Wiesand²) zu verlassen, die sich immer so herzlich gegen mich bewiesen hat, so war es mir doch auch nicht schwer, die frühere Aussicht auf die alten, schwarzen Dächer mit der jetzigen ländlichen zu vertauschen, und ganz fidel packte ich meine Sachen in die Koffer und wanderte zum Freunde Hoff hinaus, wo ich bei der stillen, lieben Familie gemüthliche Tage verleben werde, die sich für mein Studium sehr eignen. — Doch laß mich zuvor die nähere Umgebung Dir schildern, damit Du wissest, wo ich mich freute, und wie sich darnach die Umstände lenkten.

Das Örtchen Bornheim, zu Frankfurt gehörig, ist eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und liegt rechts von der

¹) V., geb. 29. März 1808 in Hamburg, gest. 6. Februar 1879 ebenda.
²) In der großen Sandgasse.

Chaussee, die mich einst wieder zu Dir führen wird. Eine Hauptstraße führt durch den Ort, die mit freundlichen Häusern (worunter freilich viele Wirthshäuser) bebaut ist, und nur in der Nähe der Kirche, deren Thurm ein verkleinerter St. Georger ist, giebt es einige Querstraßen. In der Mitte der Hauptstraße, wo der Weg zur Kirche abführt, haben die Bornheimer einen großen gemeinschaftlichen Brunnen[1]) errichtet, und eben vor diesem liegt unser Haus, dem Schneider Buhlmann[2]) gehörig. Mein Zimmer, eine Stiege hoch, läßt mich auf die Straße, den Brunnen und durch die Nebenstraße auf die Kirche sehen, so daß ich es eigentlich keine ländliche Aussicht nennen kann, wenngleich einige Bäume in der Nähe sind; dagegen braucht man nur in unseren Garten hinter dem Hause zu gehen, wo große Weinlauben uns den Sommer durch beschatten werden, und eine eben so weite, freie Aussicht ist, wie von Deinem Zimmer über die Felder auf den Stadtdeich. Und geht man vollends durch Bornheim, so gelangt man in eine sehr fruchtbare Gegend, deren Unebene sie wahrhaft romantisch macht.

Von der Familie, die mich bei sich aufgenommen hat, kann ich Dir nur sagen, liebe Mutter, daß sie Dir gefallen würde; denn der Mann, ein Kupferstecher, giebt in der Stadt fleißigen Zeichenunterricht und macht sich als Lehrer geschätzt und geliebt, um seine Frau und drei Kinder zu ernähren, die ihm mit ungemeiner Liebe entgegenkommen, wenn er von den Geschäften heimkehrt. Die Frau, aus Wiesbaden gebürtig, lebt nur für den Mann und die Kinder und kennt die Welt außer diesem Kreise nicht, sucht mit einer beispiellosen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit ihrem Manne durch Ökonomie und sorgfältige Erziehung der Kinder das Leben angenehm zu machen und kennt nur die eine Freude, wenn er des Abends froh nach Hause kommt. — — — Ich kann Dir also sagen,

[1]) Eine hohe Pyramide MDCCCXXVII.

[2]) Das Haus steht noch, Bergerstraße No. 264.

meine liebe Mutter, daß ich hier sehr gern bin und das Unangenehme des Weges in die Stadt gern ertrage. — — —"

Auch uns war der Schreiber des Briefes ein gar werter und lieber Hausgenosse; er beteiligte sich an unseren einfachen, ländlichen Spaziergängen nach dem Röderwäldchen, nach Seckbach, Enkheim und Bergen, und verschönte durch sein Musizieren, wenn er in seinem Stübchen etwa in den Tönen einer Beethovenschen Sonate Erholung suchte, unser Familienleben. Er ist ein tüchtiger Musiker geworden und hat in seinem Fache viel Gutes gewirkt.

Immer blieb er unserem Hause zugethan. Bei dem Tode meines Vaters am 6. März 1873 schrieb er von Hamburg an mich: „Daß Sie mir ermöglicht haben, in Gedanken an das Grab des Freundes zu treten und ihm meinen Dank nachzurufen für die liebevolle Zuneigung, welche er mir, dem einstigen Fremdling in Frankfurt, ungesucht entgegentrug und mir viele Jahre hindurch treu bewahrte, und daß Sie des Freundes Ihres lieben Vaters in Ihrem Schmerze gedacht haben, das dankt Ihnen ganz besonders in Freundschaft und Liebe

Ihr C. Voigt."

Viel Freude gewährte uns der Aufenthalt in dem Pfarrhause der uns durch Vater verwandten Familie Fester[1]). Die Pfarrerin[2]) war eine energische Frau, von welcher uns mein Vater erzählte, daß sie ein „Publicandum" über Beschaffung einer Fahne für die hochherzige Schar der freiwilligen Jäger und Frankfurter Landwehrmänner im Intelligenz-Blatt vom 4. Jänner 1814 an ihre Mitbürgerinnen der befreiten und freien Reichsstadt erlassen hatte und daraufhin auch allein mit der Ausführung der Fahne[3]) beehrt worden war.

---

[1]) Dr. phil. Joh. Peter F., nach Bornheim berufen 1823, emerit. 1847, geb. 10. Juni 1787 in Frankfurt a. M., gest. 14. Mai 1860 ebenda.

[2]) Katharina Rosine F., geb. Lauer, geb. 13. März 1783 in Frankfurt a. M., gest. 21. April 1860 ebenda.

[3]) Seit 1866 im Zeughaus in Berlin.

Auf dem Kirchplatz, in dessen Mitte sich ein steinerner Brunnen erhob, steht das altertümliche, einstöckige, mit Schiefer bekleidete Pfarrhaus, über dessen Eingang der buntgemalte, von Eichenlaub umkränzte Frankfurter Adler mit der Jahreszahl 1781 prangt. Fast dicht dabei, auf engem Gottesacker, umgeben von alten Bäumen, die Kirche, deren hoher Turm die für die Bauzeit charakteristische Zwiebelbedachung trägt. Alles dies zusammen, dazu das damals einzige, äußerlich so bescheidene Dorfschulhaus und die verschiedenen, mit ihren Gärtchen sich anschließenden Häuschen, giebt noch jetzt ein ansprechendes Bild aus jenen Jahren. Die große, helle Kirche bot und bietet auch heute nichts Bemerkenswertes, ausgenommen eine „Anbetung der Hirten", und die Hauptteile der Ausstattung, Altar und Kanzel, die durch korinthische Säulen und Pilaster verbunden sind und deren Krönung zwei weißgekleidete Engel darstellen, welche in der einen Hand vergoldete Lilien halten und mit der anderen auf den Gekreuzigten weisen. Zu beiden Seiten waren vergitterte Stühle, von welchen den einen der Geistliche und in gebührender Entfernung der Kirchenvorstand, den anderen die Frau Pfarrerin mit ihrer lieben Tochter Christiane[1]) und dem treuen Dienstmädchen Caroline innehatten.

Verwundert schauten wir auf, wenn beim Eintritt des Geistlichen die Kinderschar, welche den Vorbereitungsunterricht besuchte, wie in die Höhe geschnellt auffuhr, und noch mehr interessierte es uns, den ergrauten Lehrer Koob an der Orgel zu beobachten, wie er, um seine endlosen Präludien und Fugen ertönen zu lassen, mit Armen und Beinen arbeitete. Nach der Verlesung am Altar gingen die Kirchenältesten mit den an langen schwarzen Stangen angebrachten Klingelbeuteln von Stuhl zu Stuhl und sammelten die Gaben ein, wobei gar viele Leute, welche nichts gaben, sich nur verneigten.

Die Frau Pfarrerin konnte alle Kirchenbesucher sehen und wußte ganz genau, wer da war, und so kam es zuweilen

[1]) Chr. F., geb. 2. Mai 1824 in Bornheim, gest. 29. Juli 1899 dahier.

vor, daß sie unserer Mutter Vorwürfe machte, wenn sie dieselbe nicht an ihrem Platze gesehen hatte. Wenn sich diese dann damit entschuldigte, sie hätte in ihrem Haushalt zu thun gehabt, meinte die Pfarrerin: „Frau Nicht, in die Kirche zu gehen, muß man immer Zeit haben!" Die Kirche war eben gar zu wenig besucht, und so wünschten die Pfarrersleute, wenigstens die darin zu sehen, die ihnen lieb waren. Und wir thaten nach ihrem Willen, ja wir besuchten diese Kirche noch oft, nachdem wir schon wieder in die Stadt gezogen waren.

Nach dem Gottesdienste gingen wir oft hinüber in das trauliche Pfarrhaus, wo wir nie ungelegen kamen und stets Kuchen erhielten. Die Hausthüre stand zum Eintritt des Pfarrherrn und der Kirchenältesten schon offen. Der würdige geistliche Herr entnahm und zählte nun zuerst mit den anderen die meist recht spärlichen Gaben. Die Umständlichkeit, mit welcher er dann seine Amtstracht ablegte und ordnete, wobei ihm seine kleine Frau behülflich war, ist mir unvergeßlich geblieben; besonders die Peinlichkeit, mit welcher die Bäffchen zusammengefaltet und das Barett, nachdem die Fäden der Quaste in vier Teile geordnet und nach den Seiten heruntergelegt waren, in den von der Tochter gebrachten Kasten gethan wurde, verfolgten wir jedesmal mit wahrer Andacht. Wenn alles dies geschehen, unterhielt er sich noch auf freundliche Art mit uns Kindern, empfahl sich dann bei seiner Frau und Tochter und ging in seine im ersten Stock gelegene Studierstube, wo er sich in dichte Tabakswolken hüllte.

Welch frohe, glückliche Stunden verlebten wir in dem geräumigen Hause, dem großen Hofe und dem von da auf hoher Treppe zu erreichenden, schön gepflegten Garten! Mittwochs trafen wir in dem großen Flur in Reihen die Armen des Ortes, Männlein und Weiblein, in Geduld der Suppe wartend, welche ihnen in zinnernen Tellern verabreicht wurde. Äußerst behaglich war die Wohnstube, in welcher ich mich stets an dem überm Klavier hängenden Bilde: Christus auf dem Meer,

den sinkenden Petrus erfassend, erfreute. Wenn die große Standuhr ihren feierlichen Schlag ertönen ließ, dann war es Einem erst recht wohl; denn dieser Ton gehörte mit zur Stimmung dieses Raumes. Dazwischen schmetterte der Kanarienvogel im blanken Messingbauer, und das „Mohrchen" mit dem roten Halsband lag in der durch die Fenster scheinenden Sonne und spann.

Am 25. Oktober 1833 trug sich bei uns das große Ereignis zu, daß sich Zwillinge einstellten. In seiner Freude eilte der Vater alsbald in die Stadt, um den Verwandten die frohe Botschaft zu überbringen. Natürlich vergaß er dabei nicht, seine Schritte auch nach dem Leonhardsthor zu lenken; denn den Herrn Onkel Hoff des Rats, mit dem das Verhältnis, wenigstens was die Unterwürfigkeit betrifft, noch unverändert das alte war, von seinem Jubel in Kenntnis zu setzen, durfte, konnte und wollte Vater nicht vergessen. Wohl wartete man im Badehaus auf die Nachricht von Familienzuwachs; denn die Frau Tante, welche, am Fenster sitzend, Vater schon die Buchgasse herunter kommen sah, überrumpelte ihn wahrhaft mit den Worten: „Gun Morje, Nickeles, ich kann mersch schond denke, warum Du so frieh kimmst; Ihr habt Familie krieht? Net wahr?" „Ja, Frau Tante, ich komme, um Ihnen und dem Herrn Onkel pflichtschuldigst mitzuteilen, daß mich meine Betty mit Zwillingen beschenkt hat!" „Zwilling!? Ääch noch! Ei, warum net gar! Zwilling? Ei, Du liewer Gottche, Du kimmst doch net am Enn, um den Herr Onkel zum Petter zu bitte? Der hat sich verschworn nix mehr zu hewe! Ich wills em awwer ausrichte, denn wääßt De, er is net dahääm! —"

Da aber ging die Thür vom Nebenzimmer auf, und herein trat mit Zornesblicken, die buschigen Brauen zusammengezogen, der Herr Rat und frug: „Wer is net dahääm?" Er hatte die ganze Unterhaltung mit angehört und sagte doppelt freundlich: „Ja, Nickeles, ich heb Der ganz gern ään von

dene Buwe, un äädh noch bei so em freudige Ereignis von Zwilling!" Doch Vater konnte für das Anerbieten danken, da Mutters Brüder sich die Patenstelle erbeten hatten. Der Herr Rat wollte das gar nicht gelten lassen und gab sich erst zufrieden, als ihm Vater die nächste Gelegenheit versprach. Aber ganz ohne eine Aufmerksamkeit ließ er seinen Nickeles nicht gehen: ein Glas Wein mußte er mit ihm auf das Wohl der Mutter und der Neuangekommenen trinken. Er kommandierte also: „Frää Rat, hol doch mal gleich e bissi was zum Friehstick un e gut Gläsi Wei, daß ich mit dem Nickeles anstoße kann!" Die Frau Rat, unangenehm berührt, sagt kurz: „Es duht mer werklich lääd, awwer es is rein gar nix da, was ich uffwarte kennt!" Jetzt brach aber ein Donnerwetter los: „Was sägst De? Es is nix da? Ei, wer hat dann den iwwrig geblirwwene Haas von gestert Awend schon heut Morjend gesse? Gleich ereigebracht!" Vater war der unverschuldete Auftritt höchst peinlich, es wurde von da an das Verhältnis mit der Frau Tante ein gespannteres.

Die Zwillinge bekamen die Namen Carl und Philipp. Beide waren sehr schwächlich, und Carl starb, kaum einen Monat alt. Vater war über den Verlust fast untröstlich und ließ das Kind, da er nicht immer in Bornheim zu wohnen beabsichtigte, auf dem neueröffneten Frankfurter Friedhof beerdigen, wovon er aber die Anzeige bei dem Ortsgeistlichen machen mußte. So ungehalten dieser auch darüber war, verbieten konnte er es nicht; aber er hatte doch ein Mittel, von welchem er eine Sinnesänderung erwartete, und so sagte er, Gottes Erde sei überall gleich, und er gebe, falls das Kind nicht in Bornheim beerdigt werde, das Leichentuch nicht her. Die Übertragung mußte also ohne dieses äußere Ehrenzeichen stattfinden, was immerhin von den Dorfbewohnern mannigfach gedeutet wurde. Die dadurch hervorgerufene Mißstimmung dauerte aber nicht lange; schon zum heiligen Abend waren wir

wieder in dem lieben Pfarrhause. Vater hatte den geistlichen Herrn im Ornat für seine Familie gezeichnet.

Um Philipp dem Leben zu erhalten, entschlossen sich die Eltern auf des Arztes Rat, eine „Schenkamme“ zu nehmen. Und so wanderte Vater mit seinem Bruder Carl bei hohem Schnee über den Feldberg nach Unterreifenberg. In eine Mühle waren sie gewiesen. Es war die Tochter, welche sich in ihrem Sonntagsstaat vorstellte und sich den Zurückkehrenden sofort anschloß. Zum Lobe unserer Kathrine muß ich bekennen, daß sie eine brave Person war, die lange Zeit unserem Hause eine treue Stütze blieb.

Unsere Mutter wurde bald darauf schwer krank, und der Vater war in großen Sorgen. Einmal machte er sich mitten in der Nacht auf und ging den weiten, einsamen Weg durch die Pappelalleen und die vielen Gäßchen nach der großen Gallengasse, wo Dr. Bunsen in dem jetzigen Brüsseler Hof wohnte. Der verordnete Pulver, bei Hustenanfällen mit Vorsicht zu nehmen. Vater ließ diese in der Einhornapotheke — am Eck der Trierschen- und Töngesgasse — machen und eilte heim, gab nach Vorschrift gewissenhaft, wie er in allem war, die Pulver, sodaß, als am Morgen der Arzt kam, keines mehr übrig war und Vater ihn voller Kummer an das Lager seiner gänzlich bewußtlosen Frau führte. „Was ist denn da geschehen? Zeigen Sie doch einmal die Pulver! Die Schachtel ist schon leer? Sie haben doch Ihrer Frau die Pulver nicht alle gegeben? — Ich sagte Ihnen doch, nur bei heftigen Hustenanfällen!“ Nun, es wurden Gegenmittel angewandt und so die zu gewissenhafte Krankenpflege meines Vaters unschädlich gemacht.

Einige Jahre hatten wir in Bornheim gewohnt, da trieb es den Vater wieder in die Stadt; vor allem bewog ihn dazu der Wunsch, in der Nähe seines Vaters zu sein. Nun zogen wir selbst in die Schlesingergasse[1]) (No. 33), von Groß-

[1]) In dieser Gasse war am 7. April 1834 die heute noch da bestehende Hasselsche Lehr- und Erziehungs-Anstalt eröffnet worden, an deren



Die Einführung der bildenden Künste in Deutschland durch das Christentum.

vater Hoff nur durch einige Häuser getrennt, sodaß von da an meine und meiner Geschwister Erinnerung an ihn datiert.

Es war ein kleines, für Mutter recht unbequemes Logis — Vater hatte es wieder allein gemietet — in einem der ältesten Häuser, bei dem Schreiner Brumlik. Viel Gewinkel auf den dunkeln Treppen, Gängen und Bodenräumen, die auch bewohnt waren, und wo besonders eine alte Frau Dutine hauste, die wir Kinder für eine Hexe hielten und sehr fürchteten. Trotzdem erstiegen wir oft ihr Revier und machten Tumult, bis sie eingemummelt aus ihrer Kammer herausfuhr und uns Buben zur Rede stellte; dann ging es polternd und schreiend wieder hinunter. Die Alte beschwerte sich schließlich bei den Eltern, und so unterblieb unsere Unart.

Auf der großen Gallengasse konnten wir ungestört spielen, da sie fast keinen Verkehr bot; nur die Karossen der vornehmen Herrschaften, die da wohnten, brachten einige Abwechslung. Da waren die Patrizierhäuser derer von Adlerflycht, von Günderrode, von Holzhausen, von Westpfahl und von Bellersheim, dann die Bankhäuser von Grunelius, Schmidt-Metzler und Seufferheld, auch der preußische Gesandte von Scherff wohnte da. Die Gasse war von Interesse für mich, hatte ich doch da das Licht der Welt erblickt; Mutter wies mir das Haus, wo ich geboren war. Ungemein tief lag die Mitte der Gasse vor dem „Mohrengarten", dem gegenüber das „Stangengäßchen", jetzt die Neue Schlesingergasse, in dieselbe mündete.

Am Ausgang der Gallengasse in die neue Mainzerstraße, wo jetzt das Taunusthor ist, stand in der Festungszeit das „innere" Galgen- oder Gallenthor[1]) und unter den noch vorhandenen Platanen ein hübscher Brunnen. Nicht weit davon

schmucken, militärisch gekleideten Zöglingen wir uns oft erfreuten. Inhaber war Georg Albrecht Dominikus Hassel, geb. 28. Mai 1800 in Frankfurt a. M., gest. 26. August 1851 ebenda.

[1]) Galgenthor, benannt nach dem vor demselben gestandenen Hochgericht, 1635 erbaut.

war das „äußere Gallenthor“ mit seinem dunkeln, widerhallenden Durchgang, das erst im Jahr 1864 entfernt wurde.

Auch auf den nahen Roßmarkt gingen wir gern. An dem originellen steinernen Brunnen, der im Jahre 1854 dem Gutenberg-Denkmal weichen mußte, bewunderten wir den gewaltigen Herkules, der seinen Gegner seine Kraft so fühlen ließ, daß aus dessen vor Schmerz geöffnetem Munde ein Wasserstrahl hoch aufstieg. Es war so still auf dem großen Platz, daß die Störche auch noch damals auf- und abspazierten und im wuchernden Grase nach Nahrung suchten. Manche Storchennester waren in der Nähe. Sie sind jetzt verschwunden; durch die Neubauten wurden die geselligen Tiere vertrieben.

Großvater Hoff, den wir nun häufig besuchten, war stets gar gut gegen uns. Wir durften uns in seinem Hause frei bewegen. So kamen wir denn in all' die Räume, wo unser Vater einst als Kind gewesen, auch in die altväterische Stube mit den die Wände zierenden Bildern nach Volpatos italienischen Volksscenen und Ridingers Jagdstücken. Hier stand auch das Werk der Uhr, die in die Straße hinausreichte. Vor allem zog uns die Werkstätte mit den verschiedenen Uhren an. Ein eigentümliches Empfinden, dem fortwährend gleichmäßigen, ruhigen Gang der Perpendikel zuzusehen und zuzuhören, der nur vom Aushaken und Einsetzen der Gabel in das Zahnrad, dem Warnen vor dem Schlage, übertönt wurde. Dann das Getöse der schweren Gewichte, das unter starkem Gerassel beim Auf- und Ablaufen der Seile und dem Einhaken erfolgte, bis endlich von dem Schwirren des Windfangs der schwere Hammer das Schlagwerk erfaßte und der ganze Raum erdröhnte. Dies Ungewohnte, Neue, war für uns Kinder fast ängstlich anzuhören.

Ich erinnere mich noch der großen Zifferblätter, die in dem Hofe für die Turmuhren fertiggestellt wurden, wie da der Meister mit den Gesellen herumhantierte, die römischen Zahlen zu befestigen. Von Zeit zu Zeit, wenn die Uhren auf den

Ortschaften besonderer Reparaturen bedurften, mietete der Großvater eine Kutsche, die am Bockenheimer Thor geholt wurde, und fuhr mit seinem Paten Jean Donner[1]) und meinem Bruder Jean, um nicht allein zu sein, auch wohl um diesen eine Freude zu bereiten, etwa nach Bonames. Das war ein Vergnügen für die beiden Jungen! Ich hatte nur das Zusehen, betrachtete mir wohl noch das Fenster, wo hinter dem Eisengitter teils neue, teils zum Reparieren gegebene Taschenuhren hingen, oder ging durch das mit dem springenden weißen Roß verzierte Thor des gegenüberliegenden Hofes in die Werkstätte des Sattlermeisters Schäfer und sah diesem zu, schlich an den Feuerleitern herum, guckte auch einmal in Pfarrer Kirchners bezaubernden Garten, der wie ein Märchen anzusehen war, und lief dann wieder heim zu der guten Mutter.

Hatte der Großvater an der Uhr der nahen Katharinenkirche zu thun, so gingen wir und Donners auf den „Parade-Platz", um ihn auf dem Altan des Turmes zu sehen. Bemerkte er uns, so warf er eingewickelt irgend etwas herunter. Es war dann eine große Freude für das kleine „Gezäppel", die herunterfliegenden Papierchen zu verfolgen, aufzufangen und ihnen den Inhalt, einige Stadtkreuzer, zu entnehmen.

Großvater war oft leidend, und Jean und ich wurden dann vom Vater zu seiner Unterhaltung hinübergeschickt. Noch sehe ich den freundlichen Greis, wie er uns Spielkarten gab, wovon wir Häuser bauen sollten, und wie er unser Spiel von seinem Lager aus leitete. Seine Tage neigten sich: er starb am 1. Juli 1837 im 66. Jahre. Unser Vater weinte bitterlich! Obschon noch Kind, berührte es mich unendlich tief, als ich ihn in seinem Jammer vom Friedhof heimkehren sah. Ach!

[1]) Dessen Eltern, die ältere Schwester unseres Vaters, Tante Mimi, und deren Mann, Onkel Gottlieb, Angestellter in dem Bankhause Rothschild und Söhne, wohnten uns gegenüber. Ihre Kinder: Louise, Jean und Anna, besuchten gleich uns die Kleinkinderschule von Fräulein Pauly in dem Citronengäßchen an der großen Sandgasse.

er stellte sich wohl das Bild des von ihm so überaus geliebten Vaters in seinem meist freudenlosen, kummervollen Leben vor!

Verschiedene meinen Vater berührende Ereignisse mögen hier Erwähnung finden. Im Jahre 1835 verkaufte er auf Veits Veranlassung seine 1825 in Florenz gefertigte Bleistiftzeichnung nach Peruginos „Grablegung Christi" an das Städelsche Kunstinstitut für den Preis von 330 Gulden. Er hatte mehr zu erhalten gehofft; denn abgesehen davon, daß er fast ein Jahr daran gearbeitet, war ihm auch von Berlin ein höherer Preis geboten worden. Doch Veits Vorstellung, daß Perugino selbst gewiß nicht einmal soviel erhalten habe, und daß ihm diese Arbeit hier in seiner Vaterstadt unzweifelhaft mehr Nutzen bringen werde, als anderswo, schlug durch. Und Veit hatte recht; auch war es unserem Vater immer eine Freude, wenn er sie im Städel unter den anderen Kunstwerken sah.

Kurz vorher hatte er übrigens die Zeichnung in gleicher Größe lithographiert und ein einträgliches Geschäft daraus gemacht. Er war stets sehr freigebig; wo er glaubte eine Freude bereiten zu können, hielt er nicht zurück. In dieser Gesinnung sandte er auch ein Exemplar an Felix Mendelssohn-Bartholdy, der im Juli 1836 in der Katharinenkirche ein Orgelkonzert gab, um ihm seine Freude über den Genuß auszudrücken. Der feinsinnige Künstler dankte ihm mit beifolgendem Schreiben:

Herrn Nicolaus Hoff Wohlgeboren Allhier.

Ew. Wohlgeboren

Haben mir durch Ihr schönes freundliches Geschenk eine Freude gemacht, für die ich Ihnen von ganzem Herzen danke. Wenn Ihnen die ewigen, frommen Gedanken meines Meisters[1]) eben solchen Eindruck gemacht haben, wie mir die des Ihrigen, so freut es mich, daß ich sie Ihnen für einen Augenblick vergegenwärtigen konnte, während ich mich an dem Werke, das Sie mir schenken, nun für immer erbauen kann und der Genuß davon kein vorübergehender ist. Dafür haben Sie tausend Dank.

Mit vollkommener Hochachtung bin ich

Frankfurt, den 10. July 1836.

Ihr ergebener
Felix Mendelssohn-Bartholdy."

[1]) Sebastian Bach.

In demselben Jahre starb Nicolaus Vogt[1]), Senator und Schöffe der freien Stadt Frankfurt a. M., ein Mann, der meinem Vater aufrichtig wohlwollte, ja dessen Tochter Vater zur Gattin hatte nehmen sollen. Das Herz des Toten wurde auf seinen Wunsch in einer silbernen Kapsel in den Fluten des Rheins bei Bingen versenkt. Mein Vater, Carl Voigt, Georg Reichard und Dr. Heinrich Weismann waren gebeten worden, durch Quartettgesang den seltsam feierlichen Akt zu verherrlichen.

Im Jahre 1837 zogen wir wieder um, und zwar nach der Seilerstraße[2]), nahe beim „Klapperfeld“, in das Haus der Rentiers von Wehrkamp, zunächst in den ersten Stock, später in das Parterre. Bei dem Auszug wurden die Mobilien durch die Fenster auf einen Leiterwagen geschafft, wozu man durch den Hauptmann Jungmichel vom Linienmilitär so viel Soldaten bekam, als man nötig hatte. Das war damals die Umzugsgelegenheit!

Das neue Quartier bot viele Vorteile. Nicht allein, daß wir nun eine sehr geräumige, sonnige Wohnung hatten, allerdings wie die früheren in einem recht altertümlichen, noch aus der Festungszeit stammenden Holzhause — mein Vater schien es immer auf das Malerische abgesehen zu haben —, nein, wir verfügten außerdem über einen ausgedehnten Hof und einen schönen Garten, der sich bis an den tiefliegenden Stadtgraben an der Promenade zog.

Schon das große, zweiteilige hölzerne Gatterthor an der Straße ließ auf etwas Außergewöhnliches schließen. Die verschiedenen Thüren, deren jede der sechs Parteien eine eigene hatte, wie die mancherlei Vorbauten, die zahlreichen, ungleichen Fenster, sämtlich mit Läden versehen, die vielen Treppen und

[1]) V., Geh. Legationsrat, Senator 29. August 1816, Schöff 21. Feb. 1831, geb. 6. Dezember 1756 in Mainz, gest. 19. Mai 1836 dahier.

[2]) Wo jetzt die Häuser No. 28 und 30 stehen.

Treppchen mit Geländern, die Gänge, Kellereinläſſe und Gewölbe boten dem Auge reiche Abwechslung. Eine Reihe von Familien außer uns wohnten hier beiſammen. Da waren zunächſt die Hauseigentümer, zwei Brüder, der eine ein Juriſt, ein ſehr kleines, harmloſes Männchen. Sein ganzes Vergnügen waren ſeine Hühner, die er mit den Reſten ſeiner Mahlzeiten fütterte, wobei er den „Hahn Gockel“, wie er ihn mit ſeiner hohen Stimme rief, beſonders bevorzugte. Dann die alte Frau Hausmann mit ihrer Tochter und der Nichte Fräulein Scholl, herzensgute Menſchen; ferner Rentier Müller, deſſen Frau, des Schreibens unkundig, ſtatt ihres Namens drei Kreuze ſetzte, was ſie zu unſerem Erſtaunen ungeniert bekannte, als ihr unſere Mutter Schweſter Kathinkas ſchöngeſchriebenen Weihnachtsgruß zeigte; endlich der Violinſpieler Heroux, ein Orcheſtermitglied, mit zahlreicher Kinderſchar.

An Vaters Thüre war das von ihm gefertigte, ovale rote Schildchen mit weißer Schrift



angebracht. Darauf, daß unſer Vater Kupferſtecher war, bildete ich mir, ohne eigentlich recht zu wiſſen, was das ſei, etwas ein.

Zu unſerer Wohnung führte eine ungewöhnlich ſteile Treppe. Einſt ſtürzte Bruder Philipp hinunter und fiel dabei ſo unglücklich auf das Thürſchloß, daß ſein Blut floß. Es

entstand eine arge Aufregung. Sogar die Meßleute vom „Dippemarkt", welcher zu jener Zeit auf der ganzen Länge der Seilerstraße stattfand, frugen, was denn passiert sei. Die Mutter teilte ihre Not einem alten Marburger Topfhändler mit, der seinen Stand vor unserem Hause hatte. Dieser beruhigte sie mit den Worten: „Da will ich gleich helfen!" Er nahm sein Strickzeug, an welchem er gerade beschäftigt war, mit herein, legte die Stricknadeln kreuzweise über die immer noch heftig blutende Wunde, sprach einige Worte mit gen Himmel gehobenem Blick, und siehe da, das Blut war gestillt. Die Mutter hat darauf aus Dankbarkeit dem Manne, der durchaus nichts für diese wunderbare Heilung nahm, sein nichtverkauftes Geschirr, solange wir da wohnten, jedesmal aufgehoben.

Zur Meßzeit verloren sich wohl auch Musikanten, die beliebten sächsischen Bergknappen, auf unsere Wallstraße, oder ein Italiener kam mit seiner Drehorgel, auf welcher die netten bunten Figürchen tanzten. Noch erinnere ich mich einer hübschen Weise. Wenn ein kleiner Savoyarde, sein Äffchen auf der Schulter, um einen „Krizere" bat und Vater italienisch mit ihm sprach, welch' Vergnügen für den armen Jungen, fern von der Heimat seine Muttersprache zu hören, und für uns welcher Stolz, wenn die Nachbarskinder dabeistunden und staunten, daß unser Vater Italienisch konnte.

Ich widme der Seilerstraße im Andenken an die Jahrzehnte, da ich als Lehrer an zwei dort stehenden Schulen wirkte, eine besonders eingehende Schilderung.

Die Seilerstraße war damals ungemein still, von wenigen Menschen begangen. Einen eigentlichen Bürgersteig gab es noch nicht, nur eine Rinne trennte den Gehweg von der Fahrstraße, beide mit Gras überwuchert, sodaß manche Anwohner ihre kleine Wäsche zum Bleichen dort auflegten. Die Häuser standen teilweise so weit voneinander, daß sie längs der Straße ansehnliche Gärten hatten. Ich nenne nur das Eckhaus No. 41

am Friedberger Thor, der Familie Zimmermann gehörend, dessen Garten an den des Waisenhauses stieß.

Dicht neben uns war der von Bethmannsche Park mit den großartigen Anlagen, in deren Mitte erhöht, vor dem mit Schwänen belebten Weiher, das Ariadneum stand. Oft sahen wir den damals noch jungen Freiherrn in seinem zweispännigen Ziegenfuhrwerk auf dem weiten Terrain, das bis an das Friedberger Thor reichte, herumkutschieren.

Zu dem Museum führte ein im Halbkreis zurückstehendes Thor, zu dessen Seiten riesige Silberpappeln stunden, deren Äste sich weit über die Straße streckten. Von der entgegengesetzten Seite, der jetzigen Bergerstraße, führte eine gewölbte Zugbrücke über den Stadtgraben in den Park[1]). Das Ariadneum[2]) wurde schon damals viel von Fremden, besonders englischen Familien, besucht, die uns Kinder, wenn sie vom Klapperfeld heraufkamen und nicht Bescheid wußten, um Auskunft baten. Einmal führte ich eine solche Gesellschaft bis an den Eingang. Wahrscheinlich habe ich mich anstellig benommeu; denn ein alter Herr bedankte sich bei mir durch alle möglichen Gebärden und gab mir schließlich sechs Kreuzer, die er mir, da ich sie nicht annehmen wollte, in die Hand drückte.

Dem Museum gegenüber war das Waisenhaus, die jetzige Klingerschule. Täglich gingen die Kinder, Knaben und Mädchen, von ihren Lehrern und Lehrerinnen geführt, spazieren, die Knaben in schwarzem Anzug und schwarzer Mütze, die Mädchen in leichten Kopftüchern, blauem Kleide und karrierter

---

[1]) Nach Testamentsbeschluß des Staatsrats Ritters von Bethmann wurde der Park nach seinem Ableben großenteils mit Schulen bebaut. Es entstanden darauf 1857 die Höhere Bürgerschule, jetzt Bethmannschule, und 1861 die mittlere Bürgerschule, die jetzige Petersschule. Das Museum aber ward das „Café Kursaal".

[2]) „Danneckers Ariadne" erwarb Herr von Bethmann 1811 für die Summe von 30000 Gulden. Im August 1814 war das Werk vollendet, konnte aber erst im Juli 1816 nach Frankfurt abgeschickt werden, weil das Museum nicht früher fertig war.

Schürze. Den langen, zu Paaren geordneten Zug sahen wir immer mit Teilnahme und wurden mit gar manchen der Kinder bekannt. Der Vater erinnerte sich aus seiner Kindheit, daß man die Waisen zu Pfingsten, dem Jahresfest der Anstalt, auf die „Pfingstweide"[1]) geführt und dort mit Reisbrei, worauf statt des Zuckers Salz gestreut war, Kalbsbraten, Salat und Bier traktiert hatte. Auch viele Bürger gingen mit ihren Familien hinaus auf den schönen, weiten Platz mit den vielen großen Linden.

Uns gegenüber hatte der Seilermeister Mohr seine Bahn. Oft war ich bei dem guten alten Manne und sah ihm bei seinem fortwährend rückwärtsgehenden Geschäft zu. Links an dessen Besitztum stoßend befand sich der Garten und Lagerplatz des Maurermeisters Walluf, dessen Haus, No. 7, Eck der Heiligkreuzgasse, heute noch steht. Rechts dem Friedberger-Thor zu hauste der allzeit aufgeräumte Weißbindermeister Gramm, der mit Schürze und Käppchen tagsüber oft aus seiner Werkstätte die menschenleere Straße hinauf- und hinunterspähte und dann darüber, daß er nichts zu sehen bekam, kopfschüttelnd und vor sich hinlachend wieder verschwand. Neben diesem, am Eck des Klapperfeldes, wohnten Herr Hauptmann Fritsch von dem Linienbataillon und, an der Stelle des Gmelinschen Ladens, Baldeneckers, durchweg Musiker. Der Vater, Nicolaus B., war Chordirektor am Stadttheater. Die Nachbarschaft wurde oft durch ihre gemeinschaftlichen Übungen auf Klavier und Streichinstrumenten, im Sommer sogar in dem Vorgärtchen, zum Stillestehen und Aufhorchen veranlaßt.

Rechts neben unserem Heim No. 26 wohnte Herr Jacques Reiß, ein reicher, vornehmer Mann, dessen Hauptfreude es bildete, an jedermann Gutes zu thun, allermeist an seinen Glaubensgenossen, den Christen, zu deren Bekenntnis er übergetreten war. Dann folgte No. 22

[1]) Jetzt ist da der Zoologische Garten.

der auffallendere Bau der Juden-Loge zum „Frankfurter Adler". Weiter oben Herr Dr. jur. Thomas[1]), Auditeur des Linienmilitärs, der Bruder von Vaters Freund, dem Maler Thomas. Und fast am Ende der letzte ältere Bürgermeister der freien Stadt Frankfurt am Main, Senator Fellner[2]).

In nächster Nähe, durch das Gäßchen gegenüber zu erreichen, war der Ravensteinsche Turnplatz und dicht neben diesem der Arnoldsche Wirtsgarten, der zugleich als Exerzierplatz der Bürgerwehr diente. Dahin gingen wir Buben gern, besonders wenn wir wußten, daß unser Onkel Carl, der stattliche Soldat, in seiner schmucken Weißbuschuniform da war; wir suchten ihn auf und nahmen ihn mit hinüber ins Elternhaus, wo er erquickt wurde. Einer von uns durfte dabei sein Gewehr tragen.

Wenn im Spätsommer nach den vorhergegangenen Exercitien unter dem „lindenumschatteten Grünborn", dem Grindbrunnen, vor unserer höchsten Behörde und dem Gewühl der Stadt die große Revue abgehalten wurde, herrschte allgemeiner Jubel. Auch die seit 1820 begangene Feier des 18. Oktober, (die letzte hat im Jahre 1847 stattgefunden) war immer ein Festtag für Alt und Jung. Unsere Stadt- und Landwehr zog dann unter Führung des Obristen von Ellrodt[3]) auf, vornher in den gewaltigen Bärenmützen die Sappeurs, dann die Infanterie, die Weißbüsche, die Graumänner, die Jäger und die prächtigen Kürassiere, welche sich nur aus den wohlhabendsten Bürgerkreisen rekrutierten. Vor allem fesselte das strammere Bataillon Linienmilitär, befehligt von dem

---

[1]) Joh. Jak. Th., geb. 22. April 1798 in Frankfurt a. M., gest. 21. November 1872 ebenda.

[2]) Senator Carl Constanz Victor F., geb. 24. Juli 1807 dahier, starb im älteren Bürgermeisteramte an seinem Geburtstage im Jahr 1866.

[3]) Friedrich Wilhelm v. E., geb. 16. Januar 1772 in Bayreuth, gest. 1. Dezember 1814 dahier.

alten Obristen Busch[1]), der schon 1814 den Feldzug nach Frankreich mitgemacht hatte. Nachdem auf dem Roßmarkt die Parade abgehalten war, zogen sie über die Zeil, Fahrgasse und Töngesgasse, der Neuen Kräm hinunter nach dem Römer, um da vor Bürgermeister und Rat zu defilieren und ihren Bürgereid zu bekräftigen. Schon am Vorabend, am 17. Oktober, wenn drüben in Sachsenhausen am Schaumainthor von der freiwilligen Artillerie, deren Chef Maurermeister Schaffner[2]) war, unter dem Geläute sämtlicher Glocken 101 Kanonenschüsse als Einweihung des nationalen Gedenktages abgefeuert wurden, erwachte die Feststimmung.

Das sind unvergeßliche Erinnerungen für die, welche das Treiben einst geschaut; vor ihrem geistigen Auge steigen „die alten toten Soldaten aus ihren Gräbern und präsentieren und schultern das Gewehr[3])“.

Bald nach unserem Einzug in die neue Wohnung, am 7. August 1837 wurde Schwesterchen Sophie geboren, welche die jüngste von uns blieb. Der Vater kam in aller Frühe in unsere Schlafstube und verkündete uns die Begebenheit; auf daß wir aber in unserer Überraschung nicht gleich forschen sollten, wo die Kleinigkeit so plötzlich hergekommen wäre,

[1]) Joh. Wilhelm B., 1812 Förster in der hohen Mark, machte als Freiwilliger 1814 den Feldzug gegen Frankreich mit, trat 1816 in die Linie ein, Befehlshaber des Linienmilitärs im Feldzug nach Schleswig-Holstein 1848 und nach Baden 1849. Geb. 16. Juli 1789 in Frankfurt a. M., gest. 5. Dezember 1877 ebenda.

[2]) Johann Ludwig S., geb. 10. Juli 1804 in Frankfurt a. M., gest. 13. November 1859 ebenda.

[3]) „Stadtwehr der freien Stadt Frankfurt am Main im Jahre 1848:
1tes Infanteriebataillon: 4 Kompagnieen (Weißbüsche).
2tes Infanteriebataillon: 4 Kompagnieen (Grenadiere, Graumänner genannt).
Jägerbataillon: 3 Kompagnieen Jäger, 1 Komp. Schützen und 1 Komp. Grenadiere.
Scharfschützen: 2 Kompagnieen.
Kavallerie: Eine Schwadron.
Artillerie: Eine Batterie: 6 Kanonen und 2 Haubitzen.“

hatte er für jedes von uns Farbenkasten und Bilderbogen, als vom Schwesterchen für uns mitgebracht, vorsorglich bereit, die uns denn auch so erfüllten, daß alles Fragen unterblieb. Ich erinnere mich daraus einer Darstellung, wie Eltern ihr neugeborenes Kind großziehen, einer höchst einfachen, empfehlenswerten Manipulation: Kopf und Füße des Kindes waren durch die Oeffnungen zweier Balken gesteckt, oben mühte sich der Vater ab, unten die Mutter, und so zogen sie so lange, bis das Opus die Größe, welche ihnen geeignet schien, erlangt hatte.

Gänzlich allem künstlerischen Schaffen zu entsagen, war meinem Vater auf die Dauer unmöglich, wenn auch schon längst die Platte nach Peruginos „Grablegung Christi", welche er nach seiner Rückkehr von Italien begonnen, zurückgestellt worden war; aber Zeichnungen, die nicht soviel Zeit wie ein Stich erfordern, wollte er, um seinem Drange zu genügen, auch weiterhin fertigen. Drei innerhalb einiger Jahre entstandene Arbeiten geben Zeugnis, daß Clemens Brentanos Wort: „Herr Hoff, ich habe ihre Zeichnung nach Perugino gesehen; herrlich! So etwas bringen Sie zum zweiten Mal nicht fertig!" sich nicht ganz bewahrheitete. Dies hatte er meinem Vater bei dem Bürgermeister Thomas zugerufen, in einer auserwählten Gesellschaft, in welcher Geheimrat Willemer und dessen Frau Marianne, Bibliothekar Dr. Böhmer und der kunstliebende Philipp Passavant waren.

Die erste ist die innerhalb 14 Tagen ausgeführte schöne Kreidezeichnung nach einem 1833 hier vorübergehend ausgestellten Gemälde „Kreuzabnahme"[1]), angeblich von Paolo Veronese. Im Jahre 1836 folgte, ebenfalls in Kreide, „die Aussetzung Mosis", nach Veits Ölgemälde. Er verkaufte sie dem Kunstverein für 150 Gulden. Bei der Verlosung gewann sie Herr Senator Hessenberg, und jetzt ist dieselbe, eine von meines Vaters besten Arbeiten, in London. Wiederholt kopierte

[1]) Seit 1879 als Geschenk meiner Mutter im Städelschen Museum.

er dies Bild, einmal auch in Sepia für Veits Onkel in Berlin. Dann zeichnete er 1837 Veits Freskobild „die Einführung der bildenden Künste in Deutschland durch das Christentum“[1]) im Städelschen Kunst-Institut. Beide Zeichnungen fanden des Meisters volle Zufriedenheit. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie Veit mit Frau und Töchtern zu uns kam, sich des Vaters Arbeit mit sichtlicher Befriedigung ansah und ihm auf seinen Wunsch die Erlaubnis erteilte, das Freskobild zu stechen. Darüber wurde aber Schäffer so ungehalten, daß er den Vater auf der Straße mit den Worten anfuhr: „Sag' einmal, verhält sich das so, daß Du Veits Freskobild stechen willst?“ — „Ja, Veit hat mir die Erlaubnis erteilt!“ — „Wie kannst Du Dich unterstehen, ein solches Werk zu unternehmen?“ — „Willst Du es denn stechen?“ — „Freilich, auch dann, wenn Du es stichst!“ — „Gut dann, ich trete Dir das Recht, das mir Veit eingeräumt, ab; denn Du wirst es besser machen als ich!“ Veit gab Schäffer jedoch erst die Erlaubnis, als er vom Vater selbst dessen Verzicht darauf gehört hatte. Noch suchte er ihn davon abzubringen; „denn“, meinte er, „gerade diese Arbeit wirst Du, nach Deiner Zeichnung zu schließen, gut herausbringen; sie ist so recht für Dich geeignet, da sie kein Farbenstich werden darf.“ Nun, der Vater überließ dennoch Schäffer das Werk. Veit war aber mit dessen Arbeit nicht in allen Teilen einverstanden, besonders mehrere Köpfe waren ihm nicht im Charakter; auch war er unangenehm überrascht, daß Schäffer dem die Kinder unterrichtenden Lehrer einen Bart gemacht hatte; aber herrlich bleibt die Arbeit deshalb doch![2]).

---

[1]) Auch diese ist seit 1879 als Geschenk meiner Mutter im Städelschen Museum.

[2]) „Den Mitgliedern des Kunstvereins in Frankfurt am Main für das Jahr 1839.“ Links die „Italia“ ist von Schäffer und Goebel, rechts die „Germania“ von Schäffer und Siedentopf gestochen. Der die drei Blätter einfassende schöne Rahmen, der ursprünglich auch das Original im früheren Institutsgebäude (Neue Mainzerstraße 49) umgab, ist nach Steinle.

Ich zeichnete damals schon gern, am liebsten nach der Natur. Einmal wurden zur Herbstzeit bei dem gegenüberwohnenden Seiler Mohr Kartoffeln abgeladen, und die Kühe lagen müde vor dem Wagen auf dem Straßenpflaster. Dies Bild nahm ich auf und gab es dem Vater, als er um 12 Uhr aus der Schule heimkam. Überrascht frug er die Mutter, ob ich das allein gemacht habe. Vor Freude küßte er mich und sah es immer wieder an. Dann zeichnete ich die über unserer Straße hängende Laterne, wie sie herunter- und hinaufgeleiert wurde. Ein andermal bat ich unsere Mitbewohnerin, die alte Frau Hausmann, sie konterfeien zu dürfen. Ich begann, um sie ja nicht zu vergessen, mit der großen Warze im Gesicht, was große Heiterkeit erregte. Meine Mutter bewahrte ein Büchelchen auf, Zeichnungen von Gerätschaften nach der Natur, das ich ihr 1839 zum Geburtstag gegeben habe. Nach ihrem Tode fand ich es in ihrem Reliquienkasten vor.

Einen unauslöschlichen Eindruck machten auf uns Geschwister die Ständchen, welche mein Vater zur Nachtzeit der Mutter mit seinen Freunden Georg Reichard, Carl Voigt und Dr. Heinrich Weismann brachte, u. a. „Leise rauscht es in den Bäumen, und die stille Liebe wacht", oder „Der Holdseligen sonder Wank sing ich fröhlichen Minnesang." Mitten in der Nacht so angenehm aus dem Schlafe geweckt zu werden, ach, welche Seligkeit! Wie hallte der schöne Gesang in dem großen Hausflur! Dankbar bewegt war die gute Mutter. Oft sang sie uns mit ihrer lieben Stimme die Lieder auch vor.

Schöner als unsere Hausmusik, nämlich das fast allabendliche Singen mit Vater zu dessen Guitarrenspiel, läßt sich kaum etwas denken. Wir hatten alle gute Stimmen, vorzügliches Gehör und Gedächtnis, auch für den Text. Sogar auf die oft recht böse Frau unseres Hausherrn machte unser Gesang Eindruck. Es besänftigte ihren wilden Sinn, wenn wir Brüder in der schönen Weinlaube auf dem Gemäuer einer früheren Bastei im hintersten Winkel des Gartens am Stadt-

graben unseren dreistimmigen Gesang erschallen ließen; wir wußten, daß wir als Dank Obst von ihr bekamen. Besonders eines Liedes, „der gute Reiche“, das wir ihr immer wieder singen mußten, und wozu sie uns sogar aufforderte, wenn sie, „die gnädige Frau von Wehrkamp“, Kirschen brechend auf der Leiter stand, erinnere ich mich noch lebhaft: „An einem Fluß, der rauschend schoß, ein armes Mädchen saß.“

Schwester Kathinka ging in das Institut des Dr. Bercht, dessen entgegenkommendes, nobles Anerbieten meinen Vater bewogen hatte, seine Tochter dort eintreten zu lassen: er sollte nämlich dafür nur eine Stunde die Woche unentgeltlich geben, daneben aber seine bis dahin erteilten sechs wöchentlichen Stunden behalten. Das prächtige Mädchen gehörte stets zu den guten Schülerinnen der Anstalt, und obgleich sehr lebhaft, erfreute es allgemein durch sein weiblich zartfühlendes Wesen. Obschon Kathinka bei ihrem Vater Zeichnenunterricht hatte, bestand doch auch eine gegenseitige Liebe zwischen ihr und ihrer Mal-Lehrerin Elisabeth Schultz[1]). Auch der Gesanglehrer Franz Messer, der Direktor des Cäcilienvereins, sprach dem Vater seine hohe Freude über ihr Interesse an seinem Unterricht aus und machte ihn darauf aufmerksam, sie Klavier lernen zu lassen. Das zündete bei dem musikbedürftigen Vater, und rasch entschloß er sich, ein Instrument anzuschaffen. Ein großes Ereignis für unser Haus, als das uralte Spinett gebracht wurde. Es kostete 14 Gulden! Unterricht gab Herr Carl Keßler, Violinist im Orchester, ein Freund des Vaters und ein vortrefflicher Mensch. Meine Schwester war bald seine Lieblingsschülerin, ja die Stunde eine Erholung für ihn. Ihre Fortschritte waren überraschend und des Vaters Glück nicht zu beschreiben. Die schönen Stücke, mit welchen sie das Haus

[1]) E. S., geb. 12. Mai 1817 in Frankfurt a. M., gest. 26. September 1898 ebenda. Vorzügliche Blumenmalerin, welche ihr Lebenswerk, die Frankfurter Flora — an 1300 Blätter in liebevollster Darstellung —, der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft vermachte.

erfreute, brachten eine ganz neue Stimmung in die Familie. Wie rasch bewältigte sie die teilweis so melodiösen Etüden von Aloys Schmitt und die schöne Sammlung von Bertini, Czerny, Herz und Hummel! Auch spielte Kathinka das brillante Menuetto de Mr. Dupont und mehrere Sonaten von Mozart.

Welche wehmütigen Erinnerungen, hör' ich jene Weisen klingen, sind das für mich an die geliebte, so frühvollendete Schwester!

Noch einer von meiner Mutter Seite verwandten Familie Schierholz muß ich gedenken; denn da habe ich unvergeßliche Eindrücke aufgenommen. Ihr Haus stand auf der Großen Bockenheimer Gasse dem Mainzer Hof gegenüber. Durch sein Leben und seine Lichteffekte erinnerte es an die besten niederländischen Bilder. Gleich der Eingang durch die niedere Thüre in die winzige Destillation, welche der Großvater besorgte, war höchst originell. Der große, in langem braunem Hausrock herumgehende alte Mann, dessen schöner Kopf mit dem spärlichen Haar, das wie Fäden herunterhängend durch Kämmchen zusammengehalten wurde, aus Riesenvatermördern hervorsah, war die ungeheuchelte Freundlichkeit und bot jedem Besuchenden sofort ein Gläschen von seinen selbstangesetzten Liqueuren an. Daneben, nur durch eine Glasthüre getrennt, sah man in des Sohnes Spenglerwerkstätte, die uns stets durch das geschäftige Treiben anzog; durch eine andere gelangte man in die allgemeine Wohnstube, wo des Hauses Mutter mit den Kindern und der von Gicht geplagten Tante Malchen sich aufhielt[1]). Viel Besuch, besonders Frauen aus der Nachbarschaft, oft komische Erscheinungen, verkehrte da und verkürzte durch Alltagsgespräche der Leidenden die Zeit. Noch ein vierter Raum, die anstoßende Buchbinderwerkstätte des anderen Sohnes, der unverheiratet mit den Geschwistern zusammenwohnte, darf

[1]) Hier hatte die Wiege meines Vetters, des tüchtigen Bildhauers Friedrich Schierholz gestanden, geb. 27. April 1840 dahier, gest. 2. Februar 1894 ebenda.



E. E. Schäffer.

nicht unerwähnt bleiben. Bei dem Buchbinder Schierholz machte der Vater oft im Auftrag des Dr. Bercht Bestellungen auf Albums als Weihnachtsgeschenke für die Pensionärinnen des Instituts. Der „Onkel" gab uns aus Dankbarkeit für solche Zuweisung mancher einbringenden Arbeit oft Schreibhefte mit hübschen Bilderdeckeln. Da bekamen wir auch zum erstenmal einen Holzschnitt nach Ludwig Richter zu sehen. Er war aus Dullers „deutscher Geschichte": Kaiser Karl V. im Kloster St. Just, wie er als Mönch in seiner Zelle zwei Uhren gleichen Pendelschlag geben will. Darunter stand der Vers:

„Wie konntst du den Gedanken hegen,
Die ganze, weite Christenwelt
Zu einem Glauben zu bewegen?
Nun siehst du doch, wie schwer dies hält.
Du mühst dich ab, die beiden Uhren
In gleichem Pendelschlag zu sehen?
Umsonst, es giebt nicht zwei Naturen,
Die gleichen Schritts durch's Leben gehen." —

Unsere Mutter reiste ab und zu in ihre Heimat nach Wiesbaden, wozu stets eine schwerfällige Kutsche bei uns vorfuhr, um die Passagiere und den Koffer, den einzigen im Hause, abzuholen; manchmal nahm Mutter auch eines von uns Kindern mit. Zuerst fuhr man auf die große Bockenheimer Gasse an den Mainzer Hof; war Platz übrig, so stiegen noch Reisende zu, worauf die gemeinsame Abfahrt sämtlicher Kutschen erfolgte. Im Gasthaus zum Goldnen Engel in Hattersheim war die Hauptruhestation mit Umspannen. Es war immer für uns ein Gefühl des Verlassenseins, wenn die liebe Mutter fort war; doch die Freude auf das Wiedersehen, zu welcher der Vater stets eine Überraschung bereit hatte, meist in Gestalt unserer von ihm gefertigten Porträts, war um so seliger. Einmal (1838) zeichnete er mich in ganzer Figur als Soldat, den Strohhut auf dem Kopfe und den gezogenen Säbel in der Hand. Das freundliche Bildchen mit Angabe der Farbe bewahre ich noch.

Gar mancherlei hatte uns die Mutter von ihrer Heimat, den Großeltern Scheurer, von denen ich bisher noch wenig gesprochen habe, und aus ihrer Kindheit erzählt, wodurch das Verlangen, auch einmal auf den Schauplatz jener Zeiten zu kommen, in uns mächtig genährt wurde. Wiesbaden stand bei uns Kindern unendlich hoch. Was für einen Klang hatten die Namen Dietenmühle, Sonnenberg, Neroberg, Kloster Clarenthal, Fasanerie, Leichtweishöhle, Holzhackerhäuschen, Walkmühle, Dotzheim und Frauenstein.

Unsere Mutter war von sieben Geschwistern, drei Brüdern[1]) und vier Schwestern, die drittjüngste; wie ihre Großmutter Beyerle[2]) am 14. März geboren, wurde sie deren Patenkind und hatte das Glück, oft längere Zeit bei ihr zu wohnen. Sie liebte ihr „Großmütterchen" ungemein und las ihr zu ihren Füßen sitzend täglich aus dem mit Silberschließen versehenen Gesangbuch ein Morgen- und ein Abendlied und Sonntags aus der Bibel die Evangelien- und Epistelabschnitte vor. Der Großmutter Heim war ihr eine Zufluchtsstätte in bösen Tagen; denn früh verloren die Scheurerschen Kinder ihre brave Mutter; die unsere zählte damals sechs Jahre. Fast eines gewaltsamen Todes ist Großmutter Scheurer gestorben. Von Durchmärschen der Napoleonischen Krieger blieb nämlich auch Wiesbaden nicht verschont, und noch weniger der geräumige Weilburger Hof von Einquartierung. Groß war die Arbeit, welche der rührigen Frau daraus erwuchs; doch that sie alles gern, wenn auch unter Seufzen, um nur möglichst gut mit den welschen Soldaten zurechtzukommen. Trotzdem war diesen das Essen oft nicht gut genug, und so geschah es einstmals — es war auf der Flucht nach der Schlacht bei

---

[1]) Karl und Philipp (Bierbrauer), und August (Kaufmann). Sophie (Hartig, Verwalter), Susanne (Dervin, Badhausbesitzer), Elisabeth (Hoff, Kupferstecher) und Lisette (Bernhard, Revisor).

[2]) Cornelie Elisabeth B., geb. Sengel, geb. 14. März 1736 in Wiesbaden, gest. 1825 ebenda, im 89. Lebensjahre. Sie wohnte mit ihrem Sohne Michel, der Gerber war, im eigenen Hause, Metzgergasse No. 12.

Leipzig — daß ein betrunkener Soldat mit gefälltem Gewehr in die Küche drang, auf die Hausfrau losging und sie zu erstechen drohte, wenn sie nicht besseres Essen schaffte. Der Schrecken war so fürchterlich für sie, daß sie sofort erkrankte und in wenigen Tagen starb[1]).

Großvater Scheurer heiratete bald darauf wieder. War durch den Tod der Mutter schon das Leid groß gewesen, jetzt brach es in noch erhöhtem Maße herein. Die Kinder bekamen eine böse Stiefmutter! Nur an sich und ihre eigenen Verwandten dachte das habgierige Weib und hinterging ihren auf sie trauenden Mann in unerhörter Weise. Nicht allein, daß sie ein uneingeschränktes Regiment im Hause führte und den vorher mit Liebe behandelten Kindern gehässig begegnete, so daß ihnen Kindheit und Jugendzeit gänzlich verbittert wurde; nein, sogar ihr Eigentum suchte sie zu schmälern. Denn als sie starb und ihre Verwandten kamen, um die Erbschaft anzutreten, fand sich, als das ganze Haus vom Keller bis zum Boden aufs eingehendste durchsucht wurde, daß sie sogar Geld in Strümpfen eingepackt unter das Gebälke hinter der Dachrinne versteckt hatte. Allzu sicher hatte sie darauf gerechnet, daß der Großvater vor ihr sterben werde, wodurch ihr natürlich der Raub leicht zugefallen wäre.

Noch existiert eine bis in die kleinsten Details ausgeführte leicht gefärbte Zeichnung der großelterlich Scheurerschen Wohnung in Wiesbaden, die mein Vater zur Erinnerung für die Mutter gefertigt hat; es sind unverändert dieselben Räume, in welchen sie als Kind gespielt. Die Liebe und Treue, mit welcher dieses sonnenhelle Bildchen gemacht ist, versetzt mich sofort in die Zeit, da auch wir als Kinder öfters dort weilten; die Einfachheit, Ordnung und Sauberkeit, welche in den beiden ineinandergehenden Stuben herrscht, heimelt wahrhaft an. Immer hing es in unserem Elternhause. Ganz besonders amüsierte mich

[1]) Sophie Elisabeth S., geb. Beyerle, geb. 17. April 1773 in Wiesbaden, gest. 27. November 1813 ebenda.

darauf Großvaters Hauskappe und die vielen verschiedenen Tabakspfeifen, die über seinem Lehnsessel am behaglichen Ofen paradierten. Durch die Fenster des Nebenzimmers, der Schlafstube, sah man in den Hof und den anstoßenden, von Akazien beschatteten Garten mit verlockender Kegelbahn[1]).

Auch ist eine Abbildung da von dem Hofraum, der einen Blick auf den nahen Uhrturm gestattet, samt dem weinumrankten einstöckigen Wohnhause mit der hohen Treppe und Vetter Karls[2]) belebtem Taubenschlag, dem großen Thorweg, durch welchen wir in unserer Kutsche rumpelten, den mancherlei Wirtschaftsgebäuden, wie Brauhaus, Hühner- und Schweinestall. In den letzteren drang Onkel Philipp Scheurer öfters zum Entsetzen seiner Angehörigen während des Mittagessens mit seinem Hirschfänger ein, um den nach Hülfe grunzenden Tieren Ruhe vor den Ratten zu verschaffen und dann nach dem Herumsäbeln, vergnügt die bluttriefende Waffe schwingend, als Sieger zurückzukommen. Sehe ich beide Bilder an, dann wird mir eine ganze Welt vorgezaubert: ich vergegenwärtige mir nicht allein meine liebe Mutter, wie sie als Kind in Haus, Hof und Garten herumsprang, sondern auch den alten, stattlichen Bierbrauermeister Scheurer, wie er mit dem großen Henkelkrug die tiefe Treppe in seinen geräumigen, gefüllten Keller hinabstieg. Ein sprechend ähnliches Porträt dieses meines Paten, von meinem Vater 1833 in Bornheim gefertigt, als der Großvater bei uns zu Besuch war, ist mir von großem Wert.

Beim Mittagessen war der Großvater gern ungestört mit seiner Familie zusammen. Kam zufällig jemand in Geschäften oder aus einem anderen Anlaß und blieb länger, als es dem Hausherrn lieb war, so bat er ihn wohl zu Gast mit seiner stehenden Redensart: „Wollen Sie unser Gast sein?

---

[1]) Das Scheurersche Besitztum stieß direkt an die herzogliche Reitbahn.

[2]) Der jetzige Branddirektor in Wiesbaden, Herr Karl Scheurer, geb. 4. Mai 1833.

Wenn Sie so denken wie ich, so sagen Sie: Nein!" Wenn ihm jemand ungenügsam erschien, so sagte er: „Als zugeniert und nix gegesse!" Mein Pate hatte die Gewohnheit, allabendlich vor dem Schlafengehen den stärksten schwarzen Kaffee zu trinken, worüber ihm sein Arzt, Hofrat Pagenstecher, die ernstesten Vorstellungen machte. Er entgegnete ihm: „Wenn Sie, Herr Hofrat, einmal in meinen Jahren sind, so denken Sie an den alten Herrn Scheurer!" Der Arzt war damals 36 Jahre alt. Der Großvater ließ aber nicht von dieser Liebhaberei und hat dabei das patriarchalische Alter von 90 Jahren erreicht.

Zu den reinsten Freuden unserer Kindheit gehörten auch die Fußtouren mit unserem Vater, der so viel Empfänglichkeit für Naturschönheit besaß. Die erste, an welcher ich teilnehmen durfte und welche mir daher noch besonders lebhaft in Erinnerung steht, wurde in meinem sechsten Jahre zu Pfingsten in Gemeinschaft mit Herrn Thomas nach Wiesbaden gemacht. Die Woche vorher, am Himmelfahrttag, wurde ein Probegang ausgeführt; denn ich war der jüngste der Touristen, Kathinka und Jean hatten schon Beweise ihrer Tüchtigkeit abgelegt. Die Probetour ging über Seckbach, Enkheim und Bergen, auf die Berger Höhe, wo man, vor sich das Mainthal, eine weite Rundschau bis zu der hohen Rhön, dem Vogelsberg, dem Spessart mit dem Freigericht, dem Odenwald mit der Bergstraße, dem Donnersberg und dem Taunus genießt[1]).

[1]) Auf dieser Höhe steht noch der Turm des Bergener Galgens und nicht weit davon die Denksäule für das hier 1790 von Wilhelm IX., „Landgrafen von Hessen, aufgeschlagene Lustlager zum Schutze der Wahlstadt Frankfurt und des am 11. Oktober neugekrönten Kaisers Leopold II., der hier mit seinem glänzenden Gefolge das Mittagsmahl gnädiglichst einzunehmen geruhte." Es ist dieselbe Stelle, an welcher am 13. April 1759 die Schlacht bei Bergen unter Führung des kühnen Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen unter dem Herzog von Broglio stattfand, und wo der Prinz von Isenburg-Philippsthal an der Spitze seiner tapferen Hessen fiel. In einem Nebengebäude des ehemaligen Chausseehaus „Heiligenstock" steckt noch eine eingedrungene Kanonenkugel.

Auf alles machte uns Vater aufmerksam. Immer wieder sah ich mich nach den zum erstenmal geschauten Baulichkeiten, obenan der schönen Friedberger Warte, um, und fest blieben bei mir diese Eindrücke. Oft habe ich gerade diese Sachen später zum Studium gewählt.

Am Pfingst-Samstag ging es also, nachdem das wenige nötige Reisegepäck umgehängt und der liebe, anregende Herr Thomas auf der Großen Eschenheimer Gasse abgeholt war, den dreistündigen Weg, denselben, welchen Vater früher so oft gemacht hatte, über Bockenheim, Rödelheim, Sossenheim, Unterliederbach nach Hofheim, wo nach einem Gang auf den Kapellenberg, dessen Kirchlein uns schon von weitem so verlockend zugewinkt hatte, im Nassauer Hof Nachtquartier gemacht wurde. Herrlich schmeckten die Pfannkuchen in der Hainbuchenlaube. Und nun die Behaglichkeit, als wir in den Betten lagen! In unser Schlafzimmer tönte das Horn des Nachtwächters und dann sein feierlicher Ruf:

Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:
Die Glock' hat zehn geschlagen!
Zehn Gebot' schärft Gott uns ein,
Gib, daß wir gehorsam sein!
Zehn ist die Glock!

Darauf folgte ein langgezogener, greller Pfiff. Das Aufstoßen seines Speeres, das Auftappen in den stillen Gassen — wie hat sich mir das eingeprägt! In aller Frühe waren wir dann wieder auf. Nach dem Frühstück, das wiederum im Garten eingenommen wurde, ging's durch den Hofheimer Wald. Unzählige Schmetterlinge und Käfer flogen auf und schwärmten um uns her, und die gefiederten Sänger ließen ihr Lied hören. Von den Kirchen der Ortschaften, die wir noch zu durchwandern hatten, Breckenheim, Igstadt und Bierstadt, ertönte überall das Pfingstgeläute. Ein wundervoller Morgen!

Welche Freude für uns, als endlich von der Bierstädterhöhe aus das ersehnte Ziel, Wiesbaden, tief in dem Kessel auftauchte, rechts die Platte, das Jagdschloß des Herzogs von Nassau, vor uns Mainz mit dem Rhein und der Blick nach dem Rheingau! Und wie glückselig steuerten wir, als Wiesbaden erreicht war, an dem herzoglichen Schloß vorbei, über die Marktstraße nach dem Uhrturm, in dessen Nachbarschaft, im Weilburger Hof der Großvater und Onkel und Tante Scheurer wohnten.

Bei allen Verwandten — es waren nicht wenige — liefen wir dann herum, vor allem zu Vervins im „Badhaus zum Engel" am Kranzplatz. Fast wie Wunderkinder wurden wir angestaunt und aufs liebevollste gehegt und gepflegt; doch der Vater wurde, als ob er uns Kindern zu viel zugemutet hätte, mit Vorwürfen überhäuft. —

Die Geburtstage wurden einfach begangen, vergessen niemals. Ich gedenke der schönen Morgenstunden des 4. Mai, da wir vereint dem lieben Vater unsere Glückwünsche und kleinen Gaben darbrachten, wobei es mir immer ein Bedürfnis war, mit einem Tags zuvor selbstgepflückten Feldstrauß zu nahen, selbst wenn es nur Butter- oder Schlüsselblumen waren. Nachmittags paradierte das „gute", mit Goldrändern verzierte, alte Kaffeeservice, ein Hochzeitsgeschenk vom Rat Hoff, auf dem Tisch, und in der Mitte prangte der von Mutter gebackene Festrodonkuchen, eine Hauptfreude für den allzeit gern etwas Süßes essenden Vater.

Voll Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten gedachte der ernstgestimmte Mann vor 6 Uhr abends seiner Geburt mit den Worten: „Um diese Zeit, Kinder, bin ich vor fünfzig Jahren zur Welt gekommen!"

Nicht ohne die hauptsächlichste Würze in unserem Hause, die Musik, ging der festliche Tag vorüber. Prächtig klangen unter Vaters Guitarrenbegleitung seine liebsten geistlichen Lieder: „Ach, mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte",

nach Paul Flemmings herrlicher Melodie, und „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert", mehrstimmig von uns allen gesungen.

Einmal wurde auch mir mein Geburtstag auf besonders sinnige Weise verschönt. Die Mutter war in Wiesbaden; da hatten ihre Cousinen[1]) sich die Freude gemacht, mich beim Erwachen am 19. Juli durch einen von ihnen selbstgebundenen Obstkranz, der über meinem Bettchen aufgehängt war, zu überraschen. Ein herrlicher Anblick, die roten und schwarzen Kirschen, dazwischen goldgelbe Kirschenbirnen und weiße und rote Johannisbeeren! Ich habe dies den guten Menschen immer gedankt und oft den Meinen erzählt, wie mich das beglückt hatte, so daß mir meine liebe zweite Frau nachmals die Überraschung als Erinnerung an meine Kindheit noch einmal bereitete.

Im Frühjahr 1839 kam ich in die Musterschule und zwar zu gleicher Zeit mit meinem Vater, welchem der Zeichnenunterricht in den beiden oberen Mädchenklassen übertragen worden war. Es war die erste Schule Frankfurts, und das Ansehen ging sogar auf die Schüler über. So war ich denn auch Zögling der Anstalt, in welcher die beiden Söhne meines Großonkels Wilhelm Hoff, Carl und Nicolaus, bei Eröffnung der Musterschule am 18. April 1803 als die ersten Schüler eingeschrieben worden waren, in die auch mein lieber Vater 1805 eingetreten war, und empfing meinen ersten Unterricht in derselben Klasse, aus der einst mein Onkel Carl, als er gezüchtigt werden sollte, dem Lehrer zum Fenster hinaus entsprang.

Bei dem „guten Herrn Scholderer" lernte ich außer biblischer Geschichte Lesen, Rechnen und Schreiben. Damals erschien Scholderers „Erstes Lesebuch für Elementarschulen."

Ging ich morgens mit meinem Vater zur Schule, so nahmen wir den Eingang durch die Hinterthür vom „Klapperfeld" aus, wozu jeder Lehrer einen Schlüssel erhalten konnte.

---

[1]) Mimi und Fritze Vogt; ihre Mutter war die Schwester meiner Großmutter Scheurer geb. Beyerle.

Der Haupteingang, „der Thorweg“, war von der Friedberger Gasse aus durch das Eberhardtsgäßchen, dicht bei einer Hufschmiede, vor welcher ich am Schluß meines ersten Schultages dem Treiben unter Thränen zusah — ich wußte den Heimweg nicht mehr —, bis sich zwei Schülerinnen des Vaters meiner erbarmten und mich nach Hause brachten.

In den allstündlichen Pausen tummelte ich mich voll Lust auf dem Spielplatz, unter den alten Linden, die schon 1808 vom Bürgermeister von Günderrode, dem Förderer der Musterschule, gepflanzt worden sind. Jede Klasse hatte ihr sogenanntes „Land“, auf dessen Einhaltung streng geachtet wurde. Inmitten des ausgedehnten Schulgartens stand der Brunnen, und neben dem Versorgungshaus lag der schöne Garten des Direktors.

In der großen Lindenallee schritten die Lehrer, die Knaben beaufsichtigend, gewöhnlich in einer Reihe auf und ab. Sie waren nicht wenig an Zahl und tüchtige Männer, die auf bestem Fuß miteinander standen. Sie haben sich mir alle eingeprägt, und noch sehe ich sie wandeln, viele merkwürdige Gestalten: obenan den würdigen Direktor Bagge[1]), stets liebevoll gegen Lehrer und Schüler; den allzeit aufgeräumten, immer jugendlich frischen Christian Hahn[2]), Rechenlehrer, einen anregenden Mann, seit 1811 an der Schule thätig. Johann Heinrich Müller[3]), Lehrer der Mathematik, ein interessanter Lockenkopf, war der Sohn eines Landmanns. Er ist mir besonders im Gedächtnis geblieben durch seinen ständigen Cylinder und den wohl seiner Heimat entstammenden Schäfermantel, der so viele übereinanderliegende Kragen hatte, daß

---

[1]) Ehregott Wilh. Gottlieb B., geb. 3. März 1781 in Coburg, 1848 emerit., gest. 19. September 1860 dahier.

[2]) H., geb. 19. März 1790 in Frankfurt a. M., scheidet 1863 als Jubilar aus, gest. 11. Juli 1877 dahier.

[3]) M., geb. 1. Februar 1787 in Medenbach bei Dillenburg, gest. 20. April 1844 dahier.

er oft gerade mit dem Anziehen fertig war, wenn es wieder schellte. Noch höre ich den ersten Lehrsatz, den er mit Feuer vortrug, und der also hieß: „Wenn man von einem Orte A nach einem Orte B geht, so kann man verschiedene Wege einschlagen!“ Nicht vergessen darf ich Johann Anton Lehn[1]), unseren Schreiblehrer, einen kleinen, freundlichen Mann, dessen Hauptanstrengung es war, seinen Körper zwischen Tischen und Bänken durchzuzwängen; denn seine Arbeit bestand eigentlich nur im Federschneiden. Dabei ging es immer der Reihe nach, und die folgende Stunde wurde da fortgefahren, wo er in der vorhergehenden stehengeblieben war. Wie man damals überhaupt schreiben lernte, ist gewiß vielen heute noch ein Rätsel; aber man lernte es doch, denn erstens schrieb er selbst die Vorschriften, die jeder Schüler noch außerdem neben sich liegen hatte, wundervoll an der Tafel vor, und dann war er unerbittlich streng in seinen Anforderungen. Gar manche Vorschriften, belehrende Worte und Sprüche, nach dem Alphabet geordnet, sind mir noch erinnerlich, z. B. „Christlich gelebt und selig gestorben“, wozu ich, da mir der Schluß, der Lohn nach solchem Christenwandel, fehlte, den Reim hinzufügte: „Ist dem Teufel die Rechnung verdorben!“ Diese Kühnheit trug mir von dem Lehrer, der mich sonst wegen meiner schönen Schrift lobte, auch etwas ein, nämlich eine tüchtige Ohrfeige, die mir gänzlich ungerecht erschien; doch ich hatte sie, und wehe dem, welcher von dem wohlwollenden Manne also ausgezeichnet wurde. Bei solchen Operationen ging er stets, die Hände in den Hosen, auf den Betreffenden los, so daß die Redensart: „Herr Lehn holt die Ohrfeigen aus seinen Hosentaschen“, feststand und sich von Generation auf Generation übertrug. Es war gerade die Zeit, da die Stahlfedern aufkamen. Schlecht erging es aber dem, welcher sich unterstand, ein solch neues, verpöntes Ding mitzubringen, oder sich gar

[1]) L., geb. 28. Dezember 1792 in Frankfurt a. M., emerit. 1857, gest. 27. Dezember 1868 ebenda.

erkühnte, damit zu schreiben. Und wie rasch haben sie doch die Gänsekiele verdrängt!

Ferner wirkte da als Lehrer Wilhelm Heinrich Ackermann[1]), der Freund und Kampfgenosse von Theodor Körner, ein kühner Reiter aus „Lützows wilder, verwegener Jagd", ein besonders beliebter Mann, Lehrer des Deutschen und der Geschichte. Bei Ackermanns Begräbnis am 30. März 1848 sprach sein Waffengefährte, der Lützower Hofrat Dr. med. Stiebel. Es ertönte das Körnersche Lied „Du Schwert an meiner Linken", worauf die Ehrensalve abgegeben wurde. Dem Willen des Entschlafenen gemäß wurde der obere Teil des Sargdeckels hinweggenommen, und die kühle Erde unmittelbar auf ihn geworfen. Sein Schwert ist hier im Historischen Museum aufbewahrt.

Weiterhin der allzeit gerechte Karl Friedrich Haug[2]), Lehrer der Geographie, ein biederer Schwabe. Bei ihm galt kein Ansehen der Person; sogar auf den öffentlichen Schulprüfungen geißelte er die gewohnheitsmäßigen Faulenzer, deren Eltern er anwesend wußte, unbarmherzig mit seinen Strafreden. Dann der mir liebe Georg Grosch,[3]) Lehrer der Naturgeschichte, eine Riesengestalt im langen blauen Rock, und der schon erwähnte Johann Christian Scholderer[4]), ein gewaltiger deutscher Schulmeister im besten Sinne des Wortes, auch ein Schwabe, wie denn überhaupt an der Musterschule, und gewiß nicht zu ihrem Schaden, stets Württemberger wirkten. Herr Scholderer erteilte auch den Gesangsunterricht. Welch' schöne Lieder lernten wir bei ihm; immer noch klingen sie mir nach. Um nur einige anzuführen: „Singt, Brüder, beim Spazieren-

[1]) A., geb 25. Juni 1789 zu Auerbach im sächsischen Voigtlande, gest. 27. März 1848 dahier.

[2]) H., geb. 9. September 1796 in Eislingen, emerit. 1864, gest. 28. Mai 1869 dahier.

[3]) G., geb. in Schalkau im Herzogtum Sachsen-Meiningen, nimmt 1847 seine Entlassung.

[4]) S., Oberlehrer, geb. 10. Juni 1801 in Degerloch, gest. 10. Mai 1855 in Michelstadt i. O.

gehn.“ „Seht den Himmel, wie heiter!“ „O, der schöne Maienmond!“ „Freund, ich bin zufrieden!“

Noch zweier Lehrer an der Knabenschule muß ich gedenken: der eine ist der damals 22jährige französische Sprachlehrer Jules Matthieu[1]) aus Lyon, ein liebenswürdiger, vom besten Willen beseelter Mann, der es verstand, mit uns Knaben umzugehen. Er hatte kaum einen Schüler, der ihm durch absichtliche Störung den Unterricht erschwerte; schon durch sein Spielen mit uns in den Pausen, und bei den Maifesten gewann er aller Herzen. Der andere ist der Maler Friedrich Eugen Peipers[2]), unser vortrefflicher Zeichnenlehrer, dessen gutem Unterricht nur sein schlechtes Gehör Eintrag that. Er war der einzige Lehrer in diesem Fache, der etwas erreichte, denn seine Methode war bei eigenem tüchtigen Können klar und systematisch durchdacht. Dem korrekten Vorzeichnen auf die Wandtafel mit faßlicher Erläuterung der Perspektive konnten auch die Minderbegabten folgen und suchten durch Eifer zu ersetzen, was ihnen an Talent abging. Es waren lauter interessante Naturaufnahmen, meist malerische Baulichkeiten aus Frankfurt und der Umgegend, womit er bei seinen Schülern richtiges Sehen zu erzielen suchte. Ich erinnere mich immer gern einer hübschen Zeichnung, die Bruder Jean bei Peipers fertigte. In ihm war dazumal durch den anregenden Unterricht das Talent in höherem Grade gefördert als bei uns beiden, so daß ihm sogar der Vater nahe legte, Kupferstecher zu werden. Diese Arbeit zeigt das äußerst malerische, noch heute unveränderte Wirtshaus in dem ehemals so besuchten Braumannschen Gehöfte in Hausen.

Im Vorhofe, wo das 1839 aufgeführte neue Schulhaus mit der Wohnung des Direktors steht, sah man unter dem schützenden Dach der Platanen, die ebenso alt waren wie die

---

[1]) M., geb. 10. Oktober 1818 in Lyon, gest. 31. Juli 1874 dahier.

[2]) P., geb. 11. November 1805 in Frankfurt a. M., gest. 17. Februar 1885 ebenda.

Linden auf dem Knabenhof — es stehen jetzt noch einige im überreifen Alter —, das Lehrerpersonal der Mädchenabteilung längs der Holzremise, der ehemaligen, noch zu meines Vaters Schulzeit so beliebten Kegelbahn, in den Pausen sich ergehen. Da war vor allem der ergraute, immer emsige Herr Wetzel[1]), wieder ein Schwabe, aus Ludwigsburg, welcher hier schon seit 1807, also fast seit Gründung der Schule wirkte; dann Herr Zährer[2]), ein stiller, friedlicher Herr, wie sein poetischer Kollege Kilzer[3]), der von den Mädchen „Onkel Wilhelm" genannt wurde, ein auffallend kleines, bescheidenes Männchen, das in seiner Liebe zu allen Geschöpfen es für eine hohe Ehre hielt, Präsident des Tierschutzvereins zu sein.

Als der Gefeiertste ist aber der allzeit auf dem Pegasus sich wähnende, zum Olymp aufsteigende Sänger des herrlichen Walhallaliedes „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen in den großen, heilgen Dom", Dr. Heinrich Weismann[4]), zu nennen, ein Sohn Frankfurts, welcher in der von mir besuchten untersten Klasse im Herbst 1839 seine erste Stunde im Anschauungsunterrichte im Beisein des Direktors Bagge und unseres Klassenlehrers Scholderer, gab. Wir kleinen Kerle waren dem freundlichen, feinen Manne gleich gut.

So waren die Männer, mit welchen ich täglich meinen guten Vater einträchtig verkehren sah. Durch sein sittlich zartes und kollegialisch freundliches Benehmen hat er sich die Liebe der Kinder wie die seiner Kollegen in erfreulichem Gradeerworben.

Auch ist der gestrengen französischen Sprachlehrerin, die über vierzig Jahre an der Schule wirkte, und oft mit Unrecht als der Schrecken der Kinder hingestellt wurde, der vielgeprüften

---

[1]) Heinrich W., geb. 31. Januar 1781 in Ludwigsburg, 1846 emerit., gest. 16. November 1855 dahier.

[2]) Johann Georg Z., geb. 5. Februar 1793 in Frankfurt a. M., gest. 15. Mai 1856 ebenda.

[3]) K., geb. 11. April 1799 in Worms, gest. 9. April 1864 dahier.

[4]) W., geb. 23. August 1808 in Frankfurt a. M., 1876 emerit. als Direktor der Elisabethenschule, gest. 19. Januar 1890 ebenda.

Frau Sommer[1]), zu gedenken; ebenso der langjährigen Handarbeitslehrerin Fräulein Falta[2]), die bei eintretender Erblindung ihre Stelle niederlegen mußte. Dem Pedellen Helfrich folgte sein Sohn, ein drolliger Mensch.

In angenehmster Erinnerung sind mir die Versammlungen geblieben, zu welchen am Anfang der Woche die Knabenschule gemeinsam mit ihren Lehrern in den Andachtssaal zog. Nachdem unter Orgelbegleitung ein geistliches Lied gesungen worden war, hielt der Direktor eine kurze Ansprache, in welcher er Gott um seinen Beistand und Segen für die beginnende Woche bat; am Wochenschluß versammelte sich die Mädchenschule wiederum zu Lob und Dank gegen Gott. „Der Direktor wußte in seinen warmen Ansprachen durch die überquellende Liebe die ihm die Worte eingab, die jugendlichen Gemüter zu ergreifen;" der würdige Mann hielt seinen schönen Vornamen „Ehregott" in Wahrheit hoch!

Auch der Gebrauch, daß allmonatlich in einer Pause im Garten die besten Schüler einer jeden Klasse beim Namen aufgerufen und vom Direktor laut belobt wurden, hatte etwas Anregendes. Oft ward diese Auszeichnung meinen beiden Vettern, Jean Donner[3]) und Georg Fischer[4]), ganz vorzüglichen Schülern, zu teil, mir und meinen Brüdern niemals. Aber die Freude, mit welcher ich eines Abends nach Hause eilte, um meinen Eltern zu verkünden, ich könne jetzt lesen, die vergesse

---

[1]) Charlotte S., geb. Leonhard, geb. Juli 1794 in Hanau, emerit. 1862, gest. ?

[2]) Elisabeth F. übernimmt 1837 bis 1856 den Unterricht.

[3]) Vetter Jean Donner, geb. 11. Dezember 1828, dahier, war außerdem ein vortrefflicher Zeichner. Er war mit Adolph Schreyer in einer Klasse und zeigte wie jener, ja in noch höherem Grade, besondere Begabung für Darstellung von Pferden, ganz einerlei, ob nach der Natur oder aus dem Gedächtnis. Schreyer erkannte dies neidlos an und hätte sich gefreut, wenn Donner Künstler geworden wäre. Und er hätte es sicher bei seinem Talent und angeborenen Fleiß zu etwas Hervorragendem gebracht. Doch er wurde Kaufmann und lebt in Mailand.

[4]) G. F., geb. 5. Oktober 1826 dahier; seine Mutter war eine geb. Beyerle.

ich doch nie, das war mir ein Ereignis. Der Vater wollte es kaum glauben, bis er sich überzeugte. Immer blieb mir das damals gelesene Gedichtchen wertvoll:

Ein scheckiges Pferd,
ein blankes Gewehr,
ein hölzernes Schwert,
was braucht man denn mehr!
Mein Bub ist Soldat,
man sieht's ihm wohl an,
marschiert kerzengrad,
hält Schritt wie ein Mann.

Mit trotzigem Mut
zieht morgens er aus,
kehrt freundlich und gut
am Mittag nach Haus.
Mein Bub exerziert
am Abend noch spat,
bis der Schlaf kommandiert:
Zu Bett, Kamerad!

Mein Vater war so erfreut über das Resultat, daß er alsbald sein Instrument ergriff und überglücklich mit mir die drei so verschiedenen, aber gleich gefälligen Melodieen des schönen Liedes „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!" zweistimmig sang.

Noch einiger Feste, die ich mir immer gern vergegenwärtige, soll hier gedacht sein.

Am 26. Februar 1838 auf Fastnacht sahen wir mit unserer Mutter dem seltenen Schauspiel des Faßbindens auf dem Main zu. Es war, was man aber nicht ahnte, kein gefahrloses Unternehmen; denn an demselben Abend noch setzte sich das Eis in Bewegung.

Das Faß[1]) trägt die Inschrift:

---

[1]) Der Boden des Fasses ist im historischen Museum.

Aus rauhem Holz ward ich gemacht,
Sorgsam und mit Fleiß,
Im Jahre 18 hundert 30 und acht
Auf des Maines Eis.
Der gebeut den Elementen,
Half das seltne Werk vollenden. — — —

Den Schluß bildete ein lustiger Zug durch die Stadt mit dem Faß, worauf ein Bacchus saß.

Das erste deutsche Sängerfest wurde hier in den Tagen vom 28. bis zum 30. Juli 1838 abgehalten. Die liebe Mutter ging mit uns — der Vater war als Mitglied des Cäcilienvereins und Liederkranzes unter den Beteiligten — an den Main, um die Einholung der in festlich geschmückten Gondeln kommenden Gäste zu sehen. Die Quais, die Fenster, ja die Dächer und Krähne waren dicht mit Zuschauern besetzt. Am Sonntag fand die Aufführung der Oratorien in der Katharinenkirche statt. Der Anblick der glänzenden Flottille, welche die Sänger am Nachmittag vom Metzgerthor aus nach dem Walde brachte, war wunderschön. Sechs bewimpelte Schiffe nahmen sie auf; die Fahrt wurde unter Geschützdonner angefangen, und Festgesänge schallten von den Schiffen. Vom Sandhof ging es im Zuge zum Forsthaus. Dr. Weismanns schwungvolles „deutsches Lied", „Wenn sich der Geist auf Andachtsschwingen zum Himmel hebt", von Kalliwoda für dieses Fest komponiert, wurde von 800 Mitwirkenden mit Begeisterung zum erstenmal vorgetragen. Am Abend wurde auf dem Main vor der Mainlust, woselbst ein Bankett die Festgenossen vereinigte, ein Feuerwerk abgebrannt; auch diesem Schauspiel sahen wir zu.

Das dritte Fest, an welchen unser Vater ebenfalls beteiligt war, bei dem wir ihn, geschmückt mit Band und Kokarde, im Zuge gehen sahen, war die „vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am 24. und 25. Juni 1840."

Herrn Nicolaus

[illegible]

Herrn

Herrn Nicolaus Hoff.
Wohlgeboren

allhier.

Ew. Wohlgeboren

haben mir durch Ihr schönes freundliches Geschenk eine Freude gemacht, für die ich Ihnen von ganzem Herzen danke. Wenn Ihnen die ewigen, frommen Gedanken meines Meisters eben solchen Eindruck gemacht haben, wie mir die des Ihrigen, so freut es mich daß ich sie Ihnen für einen Augenblick vergegenwärtigen konnte, während ich mich an dem Werke, das Sie mir schenken nun für immer ~~sich~~ erbauen kann und der Genuß dann kein vorübergehender ist. Dafür haben Sie tausend Dank.

Mit vollkommener Hochachtung bin ich

Ihr ergebener

Frankfurt den 10t. July 1836

Felix Mendelssohn Bartholdy

Der Zug bewegte sich von der Stadtbibliothek nach dem Roßmarkte, wo die Hauptfeier vor dem zu diesem Feste von Eduard von der Launitz gefertigten Entwurf des unserer Stadt zur größten Zierde gereichenden Denkmals mit den Figuren: Gutenberg, Fust und Schöffer stattfand.

Doch was sind alle diese Erinnerungen gegen die an das Christfest in unserem Elternhause? Freilich, was die Geschenke anbelangt, ging es sehr einfach her; um so weihevoller war die Feier selbst. Unter dem Christbaum stand das kleine Transparent „Die Geburt Christi", das Vater nach Friedrich von Oliviers [1]) Darstellung in der damals erschienenen „Volksbilderbibel", von ihm als Christgabe angeschafft, zur Überraschung in Farben gefertigt hatte.

Unvergeßlich bleibt es mir, wie wir Geschwister um den Vater geschart standen, der mit seiner herrlichen Stimme und der Guitarrenbegleitung die Weihnachtsgesänge leitete, wie er für jedes von uns Kindern wußte, was es zu singen hatte, und wie er einfiel bei dem Chor aus Händels Judas Makkabäus „Tochter Zion, freue dich!" Es war eine Lust, zu hören, welchen Halt der von ihm eingelegte Baß unserem Gesange gab. Lieblich klang die altbekannte sicilianische Volksweise „O sanctissima!" von den hellen Kinderstimmen!

O Kinderzeit! was liegt in diesen Klängen
Für eine wunderbar bewegte Melodie!
Wie viel Gestalten sich dazwischen drängen,
Sie spricht zum Herzen und veraltet nie.
Mit Herzenssehnsucht wird sie uns durchbeben,
Treibt uns das Schicksal in die Welt hinaus;
Denn was sich niemals wiederholt im Leben,
Das ist die Kindheit und das Vaterhaus.

(Friedrich Rückert).

---

[1]) v. O., geb. 23. April 1791 in Dessau, gest. 5. September 1859 ebenda.

Des Vaters Haus „an der eisernen Hand"

Im Herbste des Jahres 1840 bekam mein Vater den unglückseligen Einfall, sich ein Haus zu bauen. Die einsichtsvolle Mutter riet mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht davon ab; sie ahnte, daß das von ihr durch Fleiß ersparte kleine Vermögen in Gefahr komme. Doch ihr Mühen war umsonst: Vater ließ sich nicht von seinem Vorhaben, dessen Verwirklichung ihm so wonnevoll dünkte, abbringen und kaufte von dem Gärtner Benjamin Abt und der Witwe Müller auf der Altegasse „an der eisernen Hand"[1]) zwei Grundstücke, bezeichnet mit „Gew. V No. 8 u. 9." Diese historisch interessante Straße war der alte Friedberger Weg, auf welchem Doktor Martin Luther am 14. April 1521 von Wittenberg in Frankfurt eingezogen[2]), wo er zwei Tage, am 14. und 15. April, im „Strauß" (früher „Gishübel")[3]), dem von Bethmannschen Hause, Buchgasse 13, Rast gemacht hatte.

Selbstverständlich eilten wir Buben sofort hin, um die Grundstücke zu besehen, und der Anblick brachte keine Enttäuschung. Die Gegend war uns völlig neu. Der ganze Weg — denn anders konnte man die „an der eisernen Hand" benannte

---

[1]) Führt ihren Namen von dem einst mit einer eisernen Hand als Wegweiser nach Friedberg versehenen Block.

[2]) Die Friedberger Landstraße von der Eisernen Hand bis an das Hessendenkmal bestand noch nicht; da war Gärtnergelände. Das Friedberger Thor befand sich früher am Ausgang der Altegasse und wurde 1628 bei Errichtung der neuen Festungswerke an den Ausgang der Vilbeler Gasse verlegt, neu erbaut 1808. Das eiserne Thor ward 1864 entfernt.

[3]) Wurde im Jahre 1896 abgerissen, um einer Straßenerweiterung Platz zu machen.

sich dahin windende Straße nicht nennen — war ungemein ländlich. Ständig trieben dort Steinklopfer zur Herstellung der umliegenden Landstraßen ihr mühsames Geschäft. Allenthalben waren an dem Gehweg vor den Feldern und Gärtnereien Düngerhaufen aufgesetzt, die so lange liegen blieben, bis sie zur Verwendung in Mistbeeten in Brand gesetzt wurden. So auch vor unserem Grundstück, das an der Straße teils mit einer niederen Planke, teils mit Staketen eingefriedigt war. Die eine Hälfte war durchaus mit Spargel bepflanzt, deren reife Schößlinge mit hochroten Beeren geschmückt waren; auf der anderen standen in voller Üppigkeit alle möglichen Gemüsearten, mit dem Kaufabschluß unser Eigentum geworden, so daß wir, als uns der Segen ins Haus gebracht wurde, uns nach Kanaan versetzt denken konnten.

Noch wenige Häuser standen nach dem Friedhofsweg hin, wie die jetzige Eckenheimer Landstraße hieß; alle hatten den hübschen Mansardendachstuhl.

Unserem Besitztum gegenüber stand die uralte, mit Wein und Epheu bewachsene malerische Schützenhütte mit reizend gepflegtem Blumengärtchen. Es dünkte uns ein großer Vorteil für Haus, Hof und Garten, unter so nahem Schutz zu stehen; dennoch ist's vorgekommen, daß uns sämtliche Wäsche in der Nacht vom Rasen gestohlen wurde. Die Feldschützen — gern schreibe ich ihre Namen: Löffler, der noch unter Napoleon I. gefochten hatte, Schmidt, Hunger und Klingler — waren anstellige Leute, mit welchen man leicht auf guten Fuß zu stehen kam, wenn man sie zur Herbstzeit bei der Traubenlese und am Neujahrstag, wo sie von Haus zu Haus gingen, mit einer Gabe erfreute. Man hatte dann, besonders wenn man mit ihrem Rottmeister Reiser sich zu stellen verstand, für mancherlei sonst Unerlaubtes freie Hand; jeder durfte vor seiner Thüre machen, was er wollte. In unserer Straße befanden sich viele Kunstgärtnereien. Carl Lichtweiß, uns zunächst liegend, der noch besondere Liebhaberei für Bienenzucht hatte;

am Eck der eisernen Hand Zepnick, mit schöngepflegten Cacteen, die jeden Sommer durch das reichverzierte, große eiserne Thor zu schauen waren; dem entgegengesetzt, fast an der Friedberger Landstraße, der Schwabe Meyer, unser Hofgärtner; uns gegenüber Conrad Flauaus, mit welchem ich später das Gebirge oft und eingehend durchstreifte; und endlich Gattinger — bei ihm durften wir das Trinkwasser holen —, der außer seiner Gärtnerei noch eine frequente Wirtschaft, „Gattingers Garten", besaß, in welchem allwöchentlich ein Konzert von der Kapelle des Linienmilitärs gegeben wurde, was den Anwohnern manchen Genuß bot.

Rechts neben uns, nur durch den Wich, den Zugang zu den hinter unserem Besitztum liegenden Ländereien getrennt, lag das lange, schmale Grundstück des Tuchbereiters Boch, dessen Thätigkeit, das Aufspannen der Stoffe zum Dekatieren auf die mit zahllosen Haken versehenen Rahmen, uns, weil wir es noch nie gesehen, sehr interessierte. Auf der anderen Seite, dicht an uns grenzend, wohnte der alte Lehrer Wetzel von der Musterschule, welchem ungemein viel daran lag, den unerfahrenen Kollegen Hoff als Nachbarn zu haben. Nur einige Beweise seiner Klugheit seien erwähnt: Die Planken vorn im Hof ließ er so aufeinandersetzen, daß sie nach Vaters Seite abfielen, wodurch es ihm möglich war, zu uns herüber, aber uns nicht, zu ihm hinüber zu sehen. Bei den Staketen unten im Garten ließ er die Pfosten auf unsere Seite setzen, so fiel ihm die glatte Wand zu. Seine Dunggrube, in die sich die übervolle Cisterne zu ergießen hatte, lag neben der unseren, aber höher; dadurch wurde die seine nie gefüllt, die unsere aber hatte immer den höchsten Stand und überschwemmte bei starken Regengüssen den Hof, wodurch man gezwungen war, durch Ausschöpfen rasch Abhülfe zu schaffen.

Es war da draußen noch alles im Urzustand und bei Regen, Schnee- und Tauwetter oft kaum zum Durchkommen; jeder suchte dann möglichst in den Fußstapfen seines Vorgängers

zu wandeln. Das dauerte viele Jahre so fort. Eingaben um Abhülfe blieben erfolglos, und obschon jeder der Ansässigen und Mieter seine Steuern, die allerdings damals gering waren, zu entrichten hatte, ebenso wie die Bewohner der Innenstadt, — eine Gleichstellung in den nötigsten Dingen, wie Wegbau, Wasserleitung und Beleuchtung, blieb ausgeschlossen. Welches Aufsehen rief daher nach einigen Jahren die plötzliche Herstellung der Straße hervor: Herr Senator Körner[1]) zog heraus! — Willkommen war ja jedem diese längstersehnte Verbesserung; aber man stellte sich doch die Frage, wie solche Rücksichtnahme in einem Freistaat möglich sei.

Noch in demselben Herbste wollte Vater anfangen zu bauen, jedoch nur, wie die Mutter riet, auf die eine Hälfte ein Häuschen zum Alleinbewohnen, um das andere Stück mit möglichstem Nutzen wieder loszuschlagen. Doch auch davon brachte man ihn ab, und so wurde im Frühjahr die ganze Breite des Grundstückes benutzt und ein zweistöckiges Haus, dem ein völlig verfehlter Plan zu Grunde lag, aufgeführt. Der Vater vertraute dem ihm befreundeten Baumeister, einem Ratsherrn, zu sehr und mußte nachher dafür schwer büßen. Auch des Seniors, Pfarrer Königs Wort, der in seiner derben Art sagte: „Ääch, wenn ich Jhne dadervon abbringe kennt! Baue Se Sich liewer en Tempel Gottes in Jhne Jhrm Herze; awwer noch kään Säustall net“, schlug nicht durch.

Während des Baues waren wir an die Ecke der eisernen Hand zum Kärcher[2]) Sipf gezogen. Nur zwei Stuben hatten wir inne; aller übrige Hausrat war bei Freunden untergebracht. Diese äußerst primitive Behausung — es war ja nur ein Unterschlupf — bot viel Neues: Die große Wagenburg in dem ausgedehnten Hofraum, die Ställe mit den Pferden, Kühen, Schweinen und Hühnern, die Knechte und Mägde aus dem

---

[1]) Maximilian K., geb. 13. März 1805 in Frankfurt a. M., Dr. jur. und Appellationsgerichts-Präsident, gest. 20. September 1875 ebenda.

[2]) Fuhrunternehmer.

Fulderland; alles dies zusammen mit dem lebendigen Treiben von frühester Morgenstunde bis zum späten Abend glich einem Leben auf dem Lande. Gar festlich anzusehen war es, wenn Sonntags früh die ganze Schar in ihrem buntfarbigen Staat, den Rosenkranz und das kleine Gebetbuch in der Hand, zur Kirche zog. Einen schönen Schluß der Erntezeit bildete der Gesang der auf geschmücktem Wagen heimkehrenden Schnitter und Schnitterinnen.

Im Sommer war unser Haus unter Dach[1]): das war ein Tag der Freude! Die Handwerker wurden reichlich mit Essen und Trinken bewirtet. Hochoben stand bei dem mit Bändern geschmückten Richtbaum, dem „Bäämche", der Zimmerparlier, ließ mit lauter Stimme, nachdem er seinen Zimmerspruch beendet, den Bauherrn und den Meister, der alles so wohl durchdacht, leben und trank auf ihr Wohl. Uns Kindern brachte dies frohe Stunden, bis in die Dunkelheit war man zusammen.

Schon bevor das Haus vollendet war, schlug der Vater sein Nachtquartier darin auf, verrammelte die provisorisch angebrachte Hausthüre, und wir Buben liefen in aller Frühe hin, um nach ihm zu sehen. Stets trafen wir ihn schon in dem großen, schönen Garten.

Merkwürdig, dem Hause fehlte es überall: nicht allein, daß es das schlechteste Trinkwasser in der ganzen Umgegend hatte; nein, es bekam auch keinen Keller und kein entsprechendes Dach; denn der Vater wünschte nach italienischer Bauart ein flaches, mit Asphalt belegtes. Das war ja schön, die Aussicht von da oben herrlich: man sah das Taunusgebirge von der Hofheimer Kapelle bis Homburg ununterbrochen. Aber welche Mißstände hatte es auch zur Folge!

Der Einzug in unser Haus fand am 18. October 1841 statt. Gleich in den ersten Tagen unseres Wohnens stellte es

[1]) Im Mai 1901 wegen Straßendurchzugs niedergelegt.

sich heraus, daß das Wohnzimmer für so viele Menschen zu klein war, und so wurde eine Wand eingeschlagen und nicht ohne erhebliche Kosten eine zureichende Stube geschaffen. Das war aber nur der Anfang der Veränderungen. Unsere zu ebener Erde angebrachte Küche mußte unbedingt hinauf verlegt werden; um einen Zugang zu ihr zu gewinnen, wurde nun die Treppe zum zweiten Stock schmäler gemacht. Welch ein Beginnen in einem Neubau!

Der Winter kam und brachte manche ungewohnte, nicht erwartete Arbeiten für Eltern und Kinder. Fiel Schnee, so mußte dieser von dem Dach heruntergeschaufelt werden; anfangs war das ein Vergnügen, bis das böse Muß kam. Doch was war zu machen? Der Asphalt mußte geschont werden, und so war es gut, daß wir Brüder stets die Einsicht hatten, dem Vater beizustehen und ihn in seinem Herzeleid — denn das war schnell eingekehrt — wenigstens damit zu erfreuen.

Die Wohnung im ersten Stock nahm ein Beamter des Bundestages; es war eine Freude für uns, als wir hörten, unser Mieter blase das Waldhorn. Gleich den ersten Abend, als er eingezogen war, blies er so dröhnend, daß die Nachbarschaft bei dem fremden Klang in der Meinung, es brenne, erschreckt an die Fenster stürzte; er hörte erst auf, als es ihm Rottmeister Reiser untersagte. Der Beamte ward ein schwieriger Bewohner, von dem wir den Hauszins nur zwangsweise erhalten konnten. So war leider statt des Glückes, das aus dem Anbauen von Schwalben dem Hause prophezeiet worden war, gleich mit dem ersten Mieter Unglück eingezogen.

Mit dem zweiten Mieter, einem Wageninspektor der Thurn- und Taxisschen Post, trafen wirs, obschon er ein braver Mann war, eigentlich noch schlimmer: es kam eine Schar Kinder ins Haus. Ich sehe noch den vollgepfropften roten Postwagen anfahren. Nichts war in dem Garten mehr sicher! Aber er brachte doch für uns Belustigendes. Als Inspektor hatte er nämlich das Recht, Wagen, die nach seiner

Ansicht unbrauchbar geworden waren und ihm dann für geringe Vergütung zum Verbrennen zufielen, auszurangieren. In ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen wurde dann von mehreren Postknechten solch ein roter Wagen vor unser Haus gefahren, in seinen Hauptteilen demoliert, in den Hof geschafft, zersägt und zerhackt, wodurch mir manches Postchaisenfenster für unsere Mistbeete zufiel.

Leider sahen wir uns mit den Mietern in unserem Hause einem ewigen Wechsel unterworfen. Nicht, daß uns gerade besonders schlimme Menschen heimgesucht hätten, nein, es waren meist eigentümliche Gründe, die den Auszug nötig machten: Da war ein bankerotter Gastwirt, der, um nur Unterkunft zu haben, wegen des billigen Logis wahrhaft zu uns flüchtete und doch auch dieses bald wieder aufgeben mußte. Dann ein Schauspieler, dem zu Gefallen Vater, um ihm eine mäßigere Miete zu ermöglichen, die Wohnung tauschte. Bei offenem Fenster studierte er mit volltönender Stimme seine Rollen ein und brachte unabsichtlich die Feldschützen und die in der Nähe arbeitenden Gemüsegärtner zum Aufhorchen. Ich erinnere mich noch des allbekannten stattlichen Wilhelm Hensel, einstigen Besitzers von „Hensels Garten" an der Eckenheimer Landstraße, der dicht hinter uns ein Grundstück besaß, wie er seinen schweren Schubkarren durch unseren Wich drückend, plötzlich innehielt und mit Wohlgefallen auf die ausdrucksvolle, schöne Sprache aus Schillers Tell horchte. Bald wurde indeß dem Mimen der Weg zur Stadt zu weit. Darauf ward ein Theologe, der seiner Frau zu lieb, auf daß auch sie wie ihre Bekannten einen Titel führe, noch seinen Doctor machte, unser Mitbewohner: ein wackeres, aber werkwürdiges Männchen! Als er seinen Pensionären einen Tanzabend gab und darüber von seinen Glaubensgenossen — er gehörte einer strengreligiösen Sekte an — zur Rede gestellt wurde, meinte er, das Tanzen könne doch nichts allzu Schlimmes sein, denn David habe ja auch vor der Bundeslade getanzt. Auf die Erwiderung eines Freundes,

daß dies doch wohl ein Tanzen anderer Art gewesen sei, unterließ er es aber. Eines Tages bot sich uns eine große Belustigung. Ein ökonomischer Nachbar mit kinderreicher Familie hatte aus praktischen Gründen ein großes Stück Tuch gekauft und sich, seine Frau und alle seine Kinder damit bekleiden lassen. Nun war es sehr ergötzlich, wie der ganze Hausstand, masculina und feminina, in seinen schwarz und weißgestreiften Kleidern unwillkürlich an eine Zebrafamilie erinnernd, im Garten erschien, wobei ein Sohn, der sich schon selbst seinen Unterhalt verdiente und nur eine Weste von diesem Stoff trug, erst recht auffiel und einem Bastard glich.

Die Abende brachten wir meist im Garten zu. Es war übrigens keine Kleinigkeit, beinahe einen Morgen Landes im Stand zu halten. Da waren vierzig Hochstämme, darunter Sauerkirschen, deren Kern man bei völliger Reife von außen sah. Das Zwergobst nahm die ganze eine Spalierseite ein; Trauben, Stachelbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, und lange Reihen von Erdbeerstauden faßten die Wege ein. Gleich am Eingang erhob sich ein kleiner Berg, auf dem unsere Laube mit zwei Akazien stand; von da zog sich nach der Tiefe des Gartens ein Weinberg, anschließend an einen die andere Längsseite des Gartens einnehmenden Weinlaubengang, der mit einer lauschigen, von Syringen umgebenen Strohhütte endete. Doch blieb bei der Freude auch das Leid nicht aus; 1842, als die große Hitze Wochen und Monden anhielt — es war gerade der erste Sommer, den wir in unserem Eigentum zubrachten — mußte man, sollten die jungen Bäume nicht zu Grunde gehen, um dieselben Kessel graben und jeden reichlich mit Wasser versorgen. Da — kaum war mit dem Pumpen begonnen und die ersten Kannen getragen worden, versagte der Brunnen, und so starb eine nicht geringe Anzahl Bäume ab.

Verlangte der Garten gerade keine Arbeit, so saßen wir abends auf unserem luftigen Dach; von da oben besonders im Frühling in den Kranz blühender Gärten zu sehen, war

köstlich[1]). Der Vater spielte Guitarre und wir Kinder sangen mit ihm zu der Nachbarn Freude, ein unvergeßliches Stück lieblichsten Familienlebens! In der heißen Sommerszeit mußte man warten, bis der Asphalt sich abgekühlt und seine richtige Härte wieder bekommen hatte; denn sonst wäre man, was vorkam, in der weichgewordenen Masse eingesunken. Ein großer Schrecken war es, als das erste Gewitter mit Sturm, Regen und Hagel über unseren Köpfen losbrach. Zuerst konnte man sich gar nicht erklären, was das für ein nie gehörter Lärm sei. Welches Getöse des schweren Regens und der Schloßen und das Rollen des uns viel näher dünkenden Donners! Die zum Dach führende mit Blech beschlagene Fallthüre wurde von den Windstößen in immer kürzeren Pausen emporgehoben und mit furchtbarem Schlag wieder niedergeworfen, bis sie endlich ganz zurückfuhr und sich nun mitten in der Nacht das Wasser die Treppe herunter ergoß. Vater eilte hinauf und hielt die Thüre so fest wie ihm möglich, was nicht ohne wahre Turnkünste zu vollbringen war. Unterdes machten die Mutter und wir Kinder uns daran, mit Wischtüchern der Sündflut zu steuern.

Damals lachten wir noch über derlei Dinge; aber die Mutter wurde nachdenklich, und der Vater sah schon sein Asphaltdach durch ein Schieferdach verdrängt.

Wie oft stand er schon vor vier Uhr auf — die Nachbarschaft sollte es nicht gewahr werden —, um die Dachrinnen und sonstige dem Wetter ausgesetzten Teile mit Teer oder Ölfarbe zu streichen! Dabei band er sich wegen der Gefahr ein Seil um und befestigte dieses an einem Schornstein.

In dem kleinen Hofraum hatten wir einen Geißenstall mit einer weißen meckernden Bewohnerin, die uns reichlich Milch gab. Im Herbste jedes Jahres beabsichtigten die Eltern, die Ziege, wie sie sagten, wegen der winterlichen Unkosten und

[1]) Obenan stand der des Kaufmanns Ficus mit herrlichem Rosen- und Grasblumenflor.

Arbeit zu verkaufen. Was war das für ein Kummer! Wir Buben führten dann unter Thränen die Geiß an einem Strick nach Bornheim. Während des Handels gingen wir in das uns befreundete Pfarrhaus, wo uns Vater abholte, jedesmal mit der für uns freudigen Mitteilung, aus dem Verkauf sei nichts geworden; wir könnten die Geiß wieder nach Hause bringen. Nun war das Glück ein doppeltes; denn wir hatten aus dem nicht zustandegekommenen Abschluß die Freude, daß im Frühjahr zwei Zicklein um ihre auf dem Rasen grasende Alte herumsprangen.

Das Frühjahr 1843 brachte großes Herzeleid ins Elternhaus! Kathinka, unsere liebe, bescheidene, fromme Schwester war in jeder Beziehung die beste von uns fünf Geschwistern. Ihre Fortschritte im Klavierspiel waren so erfreulich, daß eine weitere Benutzung des alten Instrumentes nicht anging. Der Vater entschloß sich daher zu einem neuen und gab dafür fast über seine Mittel 200 Gulden aus. Nun sollte, wenn möglich, ein noch regeres Üben beginnen. Aber ach, nur einmal spielte sie darauf!

Ihr 14. Geburtstag[1]) wurde mit demjenigen der Mutter[2]) zusammen gefeiert. Es war ein Sonntag[3]), fröhlich saßen wir auf unserem Berglein und schmausten den Geburtstagskuchen. Das Erdreich war wohl noch nicht trocken genug — wenigstens sah man dies als Ursache an —; denn schon Tags darauf, am 20. März, klagte Kathinka ernstlich, und der Vater, der es mit der Schulversäumnis sehr streng nahm, gab ihr sogar seine Erlaubnis, zu Hause zu bleiben. Rasch nahm die Krankheit, ein Nerven- und Schleimfieber, trotz der treuesten mütterlichen Pflege zu.

An einem ihrer letzten Tage rief Kathinka die Mutter zu sich ans Bett und sagte, indem sie ihr die Hand reichte:

---

1) Sonntag, den 5. März.
2) Dienstag, den 14. März.
3) Sonntag, den 19. März.

„Liebe Mutter, am 30.[1]) dieses, nachmittags, 20 Minuten nach 3 Uhr sterbe ich!“ Wie sie selbst in ihren Aufzeichnungen ausspricht, war von nun an ihr Sinn auf das Ende gerichtet.

Als ich um 4 Uhr aus der Schule kam, fand ich die Mutter schluchzend in der Küche für ihr krankes Kind beschäftigt. Auf mein Befragen, wie es der Schwester gehe, teilte sie mir deren Worte mit. Ich eilte in die Krankenstube und fiel weinend der geliebten Schwester um den Hals; sprechen konnte ich nicht. Sie gab mir ihr Gesangbuch mit den Worten: „Hebe Dir das zum Andenken an mich auf!“ In meinem Schmerz ging ich mit Jean zu unserem Geistlichen, Herrn Pfarrer Deichler, nach Sachsenhausen; wir baten ihn, die Schwester am Sonntag in das Kirchengebet einzuschließen.

Es traf ein, was Kathinka vorausgesagt! Wir Brüder wurden aus der Musterschule geholt: ach, wir ahnten die traurige Veränderung, die im Hause vorgegangen war. Tief erschüttert führten uns die Eltern an das Lager der selig Entschlafenen. Als ich die Vollendete im weißen Kleid, den Kranz im Haar, im Sarge sah, mußte ich an das Lied denken, das wir so oft gehört hatten:

So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.
Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.
Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

[1]) Donnerstag, den 30. März.

Einfach und doch erhebend war die Begräbnisfeier. Freunde des Vaters sangen: „Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen!" und der Pfarrer Deichler sprach über den Gedanken: „Es ist wahrlich kein Zeichen der Ungnade, wenn man jung von einem frommen Leben wird hinweggenommen." So ward sie eingesenkt mit der gewissen Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Um seiner Liebe Ausdruck zu geben, fertigte der Vater als Zierde des Kreuzes „die beiden Marieen am Grabe Christi" nach Veit, eine schöne Arbeit, in Farben ausgeführt. Am Abend des großen Sabbaths wurde es hinausgebracht. Es zog vieler Augen auf sich, bis es einmal von frevelnder Hand herausgenommen ward. Vater ließ sich dadurch nicht abhalten, das Liebeswerk nochmals zu wagen; doch auch dieses wurde entwendet. Nun blieb die Stelle leer.

Dreißig Jahre waren vergangen, seit die Schwester unter dem Schatten einer mächtigen Cypresse, die ihre Mitschülerinnen[1]) ihr gewidmet hatten, im Grabe ruhte, da bemächtigte sich meiner der Wunsch, ihre Gebeine in mein Familienbegräbnis zu übertragen. Es war am 18. Mai 1873, als wir Brüder diesem Werke der Pietät beiwohnten. Ein wundervoller Frühlingstag erhöhte die ernste Feier: ringsum blühten im hochaufgeschossenen Grase die Vergißmeinnicht, und in den Tannen und Birken sangen die Amseln ihre Weisen. In dem geöffneten Grabe wurde das fast zur Erde gewordene Bretterhaus aufgethan. Tiefer, heiliger Schmerz ergriff uns, heiße Thränen flossen wie damals bei der Beerdigung Sonntag, den 2. April 1843. Wir legten die irdischen Reste in den neuen Sarg und brachten sie zum zweiten Mal unter Gebet zur Ruhe, wo sie nun auf den großen Tag der Auferstehung harren! Das verwitterte Holzkreuz zeigte noch den vollen Namen: Kathinka Gertraude Sophie Hoff und den Bibelspruch Offenb. Joh. Kap. 14. V. 13: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.

---

[1]) Noch lebt hier in hohem Alter ihre nächste Schulfreundin, die verehrte Lehrerin Fräulein Anna Helmsdörfer.

Der Weilburger Hof in Wiesbaden.

Längere Zeit war die Zeichnenlehrerstelle am Gymnasium vakant gewesen, als der Senat beschloß, sie wieder zu besetzen. Viele bewarben sich darum, unter diesen außer meinem Vater die Maler Johannes Thomas und Eugen Peipers. Der erstere zögerte nicht, die nötigen Schritte zu thun. Als er sich dem Herrn Bürgermeister von Günderrode[1]) vorstellte, begrüßte ihn dieser mit den Worten: „Herr Hoff, ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß, soviel an mir liegt, ich Sie vorschlage! Sie haben mein Wort!" Und es bewährte sich; denn als Thomas kam, sagte er ihm: „Es thut mir leid, Ihnen keinerlei Versprechungen machen zu können; ich habe schon Herrn Hoff mein Wort gegeben!" Dieses Manneswort machte auf Thomas solchen Eindruck, daß er gleich zu seinem Freunde an die eiserne Hand eilte, um ihm zu gratulieren; denn nun war des Vaters Ernennung schon so gut wie entschieden. Vom zweiten Bürgermeister von Scharff, zu dem der Vater auch gehen mußte, wurde er dagegen recht rücksichtslos aufgenommen. Dieser wollte Peipers befördern und rief meinem Vater schon beim Eintritt in das Amtszimmer zu: „Schon gut! Ich weiß, warum Sie kommen! Ich bin nicht für Sie!" Ehrlich war das gewiß, und der Bittsteller wußte wenigstens, woran er bei diesem Manne war.

Nun, er erhielt am 25. August 1843 die Stelle. Sie trug ihm jährlich 500 Gulden ein, dabei — und das war nichts Geringes — hatte er die Gewißheit, daß damit wenigstens für seine Person eine Pension verbunden war. Das war nach den trüben Tagen ein freudiges Ereignis, welches auf das ganze Haus wirkte; wir Kinder fühlten den Eltern nach, wie dankbar sie Gott für diese neue, sichere Einnahmequelle waren. Mein Vater unterrichtete nun an folgenden Anstalten: Gymnasium, Musterschule, Selecten- und Englischfräulein-Schule;

[1]) Schöff und Senator Carl Friedrich Hector Wilhelm von G., geb. dahier 25. April 1786, gest. 21. Mai 1862 ebenda. Er wohnte Bleichstraße No. 11, Eck der Elephantengasse.

ferner an den Instituten Bercht, Lehn, Abel und Simon, vordem Dr. Fenner, früher Gutermann, und endlich bei Frl. Schmiedl, später Sulzer und Meyer, jetzt Frl. Hanzo.

Kurz ehe Vater im Herbst sein Amt antrat, nahm er mich und Bruder Philipp mit ins Gymnasium, um mit unserer Hülfe Vorkehrungen zu treffen: Platz für die neuen Anschaffungen von Originalen und Modellen zu machen und die veralteten, von seinem Vorgänger Benjamin Reges stammenden, zu beseitigen. Es waren Menschen- und Pferdeknochen (Kupferstiche in Rotdruck), die er selber auch einst bei Prestel kopiert hatte. Er lachte hell auf, als er sie sah.

Der Gang nach dem Gymnasium über das Einhornplätzchen war sehr lohnend; es war ein uns noch fast unbekannter Stadtteil, und ich erinnere mich noch sehr gut, wie uns der Vater auf vieles aufmerksam machte, so auf die interessante Klostergasse mit den in sie einmündenden Nonnen- und Ellenbogengäßchen und der sie durchschneidenden Dominikanergasse mit der Ordenskirche. Dann kam an der Predigergasse das Eckhaus mit den beiden das Dach abschließenden Türmchen und der daranstoßende hohe Treppengiebel des „Compostells"[1]), eines im 13. Jahrhundert für Pilger gegründeten Hospitals; dem gegenüber das 1718 erbaute Gymnasium. Den düsteren Eingang, die großen, dunkeln Schulstuben mit den tiefen Nischen und vergitterten Fenstern, sowie die Aussicht auf des Rektors Gärtchen mit dem schönen steinernen Ziehbrunnen unter der weitästigen Kastanie und dem Pförtchen in der mit Wein bewachsenen hohen Gartenmauer kann ich nicht vergessen. Das Ganze hatte etwas Ehrwürdiges. Der Rückweg führte uns an der Mehlwage (damals dem Gefängnis für Schuldner aus dem Bürgerstand), vorbei über den Garküchenplatz auf das „Pfarreisen", wo der Vater in der „Jaegerschen Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung"

[1]) Genannt nach Santiago de Compostella, dem berühmten Wallfahrtsort in Spanien.

die Zeichnenvorlagen aussuchte, und durch die Fahrgasse, wo er uns auf dem Löwenplätzchen das urgroßväterlich Hoffsche Haus zeigte.

„Die Fahrgasse[1]), die im 14. Jahrhundert angelegt wurde, war vor fünfzig Jahren eine der anziehendsten Straßen von ganz Frankfurt. Die Baugesetze ließen vielfach freie Hand, und besondere Wünsche wurden einfach zwischen den Nachbarn erledigt. Dadurch erhielt die Gasse ihr noch heute wechselreiches Gepräge. Um auf wenig Platz für möglichst viele Bewohner Raum zu gewinnen, baute man die Häuser meist schmal und hoch und versah jedes Stockwerk mit einem Überhang. Zur besonderen Zierde gereichten die vielen schieferbekleideten Giebel, die erkerartigen Vorbauten und die mit dem Namen des Hauses übereinstimmend angebrachten Figuren und Bilder, letztere hauptsächlich an Gasthäusern[2]), die hier des starken Verkehrs wegen besonders zahlreich waren." War doch die alte Mainbrücke der einzige Zugang von Süden her[3]). Welches Gewühl herrschte hier besonders zur Mittagsstunde, wenn die Fuhrleute mit den schwerbepackten, mit einer Plane „überspannten Güterwagen durch das Gedränge der auf der Gasse stehenden und kommenden Wagen und Karren steuerten!" Mit der ersten Nachmittagsstunde trafen die Darmstädter und Aschaffenburger Postwagen ein; die Postillone, ihre Vierspänner mit Sicherheit führend, kündigten ihr Kommen auf der Brücke durch ein lustiges Lied an. Alles rollte naturgemäß durch die Fahrgasse. In der goldnen Gerste, dem Gasthaus, in welchem

---

[1]) Die Schilderung der Fahrgasse und ihres Treibens ist teilweise, hier und da wörtlich, an eine ältere vorzügliche Beschreibung von unbekannter Hand im Intelligenzblatt angelehnt.

[2]) Das Würzburger Eck, das der goldnen Zange, der zopfige König von England und das Eckhaus der Töngesgasse mit dem Ritter als Tragstein.

[3]) In Betrieb war nur die 1840 dem Verkehr übergebene Taunusbahn. Die Main-Neckar-Bahn wurde 1846 eröffnet, die Hanauer 1848 und die Main-Weser-Bahn 1850.

bei den Kaiserkrönungen Fürsten gewohnt hatten, auf den Plätzen am Württemberger Hof und an der goldnen Zange und in dem geräumigen Hof zum goldnen Einhorn wurde gerastet. Frühmorgens fand man die Fuhrwerke wieder auf der Gasse, der Mieter für die Rückfahrt harrend. Die Fahrgasse war der Standort der nach Süden gehenden Lohnkutscher und Frachtwagen, deren Ziel je auf einer Holztafel angegeben war: Retour nach Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgart, Straßburg, Basel, Mailand, Lyon, ja sogar nach Paris Dementsprechend hielten auf der Friedberger und Vilbeler Gasse in den Höfen und vor den Gasthäusern: der Reichskrone, dem gelben Hirsch, dem Kutscherhof (dem jetzigen Ansbacher Hof), dem Thiergarten, der Stadt Cassel, der Stadt Friedberg, vor den drei schwedischen Kronen, der Karthaune, dem goldnen Reichsapfel und goldnen Pfau Kutschen und Frachtwagen nach Friedberg, Gießen, Marburg, Cassel, Göttingen, Hannover, Hamburg. Auffallend waren die vierspännigen Homburger Omnibusse. Kaum kam es vor, daß sich zu den festgesetzten Abfahrtsstunden niemand vor der Reichskrone eingestellt hätte. Das rege Treiben der Fuhrwerke bedingte auch das Vorhandensein zahlreicher Huf- und Wagenschmieden[1]) mit den weitvorspringenden Schutzdächern, diese bildeten eine unwiderstehliche Anziehung für die Jugend. Sonntags war am Eck der Friedberger- und Stelzengasse, dem „Dallesplatz", die sogenannte „Fuldernbörse", eine Zusammenkunft von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum Zweck der Verdingung, von welcher mein Onkel Carl Hoff 1836 eine ganz vorzügliche Darstellung im Auftrage des Herrn von Bethmann fertigte.

Ein höchst interessantes Treiben bot auch die Fahrgasse während der „Berjerschlacht", der Zeit, da es den Bürgern gestattet war, zu Hause zu schlachten.

Die Fahrgasse bot und bietet auch noch heute denjenigen, die dafür ein Auge haben, besonders aufwärts, der Brücke zu,

[1]) Hubaleck, Pfisterer und Zitzmann.

weil so gesehen, sich immer wieder der Pfarrturm zeigt, viele anziehende Bilder: Von der Zeil einbiegend, war das rechte Eck die „Konstablerwache", deren Hallen Läden mannigfacher Art enthielten, von welchen das Hutlager von „Straub & Hoffmann" durch seinen goldverbrämten großen „Napoleonshut" und daneben die Schreibmaterialienhandlung von Schultheis auffielen, wo auf der zum Laden führenden Treppe außer einem Ballen Papier eine in Holz geschnitzte mannshohe Gänsefeder zu sehen war. In der Fahrgasse war wegen der Gefangenen in der Konstablerwache stets ein Wachtposten. An das Gefängnis lehnte sich, die Ecke des Baugrabens bildend, das uralte Haus des Papierhändlers Geiger, des Vaters unseres berühmten einstigen Mitbürgers, des als Mensch wie als Gelehrter vortrefflichen Mannes Lazar Geiger[1]), Verfassers des Werkes: „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft". Bis in die tiefe Nacht konnte man den großen Philosophen in seinem Dachstübchen am erleuchteten Fenster, seinem Studium obliegend, sehen. Hier, von der jetzigen Börnestraße[2]) an, wird die Fahrgasse merklich enger und bekommt erst wieder größere Breite und ein gänzlich anderes Aussehen durch die Ecke an den Häusern des ehemaligen Eisenhändlers Vinnassa und des Glasermeisters Weigand.

Am Einhornplatz ist heute das Eckhaus zur Rechten, „Zum goldenen Schiff", das bemerkenswerteste: der seitliche Erker, durch reiches Stabwerk verschönt, und die auf dem Giebel stehende Wetterfahne, ein reizend gearbeitetes Schiff, sind die Hauptzierden desselben. Es war einstens das Pfarrhaus des in der Klostergasse befindlichen Nonnenklosters „zum Rosenberger"[3]). Ein anziehendes Architekturbild bot der Ein-

[1]) Dr. phil. Eliefer Lazar Salomon G., geb. 21. Mai 1829 dahier, gest. 29. August 1870 ebenda.

[2]) Dieser 1796 bei der Beschießung der Stadt abgebrannte Teil der Judengasse wurde nach dem Wiederaufbau „Bornheimergasse" genannt.

[3]) Auf der Gedenktafel der jetzigen Annaschule ist die Jahreszahl 1615 angegeben.

gang der Schnurgasse: Vorn zeigte sich der bemalte, von einer Säule getragene Erker des Würzburger Ecks, gegenüber der Chor der schönen „Johanniterkapelle“[1]), dazu ein ganzer Komplex malerischer, alter, meist niederer Häuser, und über dem allem der stolze Dom. Weiter hinauf rechts die dunkle, immer enger werdende Kannengießergasse, deren Ende die Silhouette des Lutherhauses zeigt und einen Blick auf die Kreuzigungsgruppe im baumreichen, sonnigen Domgarten gestattet, wieder überragt vom Dom. Und so stellt sich Bild auf Bild dar, bis der Durchblick zwischen dem Fürsteneck und der Mehlwage nach den früheren Garküchen, über welchen der Pfarrturm mit der mächtigen Domkirche hervortritt, die Hauptansicht bietet.

Wir beiden jüngeren Brüder sollten in das Gymnasium eintreten, nicht etwa, weil Vater beabsichtigte, uns studieren zu lassen, nein, lediglich aus dem Grunde, weil er da kein Schulgeld zu zahlen brauchte. Die Musterschule — der Vater genoß als außerordentlicher Lehrer nicht die Vergünstigung des freien Schulbesuchs seiner Kinder — war damals die teuerste Anstalt, sodaß schon deshalb viele Eltern ihre Kinder in das Gymnasium schickten. Für mich war der Abschied aus der Musterschule kein leichter, es war fast, als fühlte ich schon die Bürde, die mir durch das Latein aufgeladen wurde, denn Sprachtalent ging mir gänzlich ab. Philipp war begabter.

Als wir mit noch einem Musterschüler, Julius Donner, von Herrn Professor Scholl[2]) geprüft wurden, bestand ich wahrlich nicht glänzend; doch meinte der nachsichtige Mann, es werde bei ernstem Fleiß wohl gehen.

Alsdann forderte uns Donner auf, mit ihm auf den Röderberg in seines Vaters Garten zu gehen, das Obst sei gerade reif, besonders die Mirabellen und Reineclauden; da

[1]) Im Jahre 1874 niedergelegt.

[2]) Wilhelm Ludwig S., geb. 13. Mai 1805 dahier, gest. 3. Mai 1858 ebenda.

könnten wir uns nach Herzenslust sattessen. Welch' verlockende Aussicht nach dem bei unserem Examinator ausgestandenen Schrecken! Wir gingen hin, kletterten über die Staketen und schmausten in ganz unglaublicher Weise, durften auch noch, soviel wir tragen konnten, für unseren Vater mitnehmen, der Obst leidenschaftlich gern aß, und entgingen dadurch der wohlverdienten auf uns wartenden Strafe für das Zuspätkommen zum Mittagstisch.

Der erste Schultag im Gymnasium war gekommen. Es war eine große Zahl, welche mit uns in die Sexta eintrat, unter ihnen tüchtige Schüler. Auf einer Bank saßen wir mit manchen berühmt gewordenen Männern. Da waren die späteren Theologen Konsistorialrat und Pastor Hermann Dalton[1]) in Petersburg und der Lutherforscher Pfarrer D. Enders[2]) in Oberrad; der Autodidakt, was ich als Auszeichnung hinzufüge, Professor Dr. Noll[3]) am Gymnasium; der später in den Adelsstand erhobene Augenarzt Professor Dr. med. Ludwig Wecker[4]) in Paris, der — so hoch hielten ihn die Franzosen — 1870 nicht ausgewiesen wurde, und Dr. med. Schölles[5]), ein ganz vorzüglicher Schüler; Geheimrat Ruland[6]) in Weimar, vordem Sekretär des Prinzen Albert; und von Künstlern der durch sein Skizzenbuch bekannte tüchtige Albert Hendschel[7]).

Zucht und Ordnung stand bei unserem Klassenlehrer Professor Scholl obenan, und seine wahrhaft religiöse Richtung

---

[1]) Friedrich Hermann D., geb. 20. August 1833 in Offenbach a. M.

[2]) Ernst Ludwig E., geb. 27. Dezember 1833 dahier.

[3]) Friedrich Karl N., geb. 22. September 1832 in Niederrad, gest. 14. Januar 1873 dahier.

[4]) Ludwig W., geb. 29. September 1832 in Frankfurt a. M., 10. Mai 1870 aus dem preußischen Staatsverband entlassen, gest. ? in Paris.

[5]) Johannes S., geb. 13. August 1832 in Frankfurt a. M., gest. 13. September 1890 ebenda.

[6]) Karl Heinrich R., geb. 15. Juli 1834 in Frankfurt a. M.

[7]) Albert Louis Ulrich H., geb. 8. Juni 1834 dahier, gest. 22. Oktober 1883 ebenda.

brachte schon von selbst den ihm über alles gehenden Ernst. Bei seinen Anordnungen, durch welche er auch unser Verhalten außer der Schule regelte, betonte er besonders, daß wir das Judenbrückchen, die Judengasse und die Judenmauer nicht zum Schulweg wählen dürften. Es waren dies verrufene Gassen! Durch das Verbot aber wurde meine Neugierde erst recht gereizt; ich kannte jene Gassen kaum dem Namen nach, und so unternahm ich öfters die Wanderung, besonders als ich mich überzeugt hatte, wie interessant der einzigartige Bau der alten geheimnisvollen Synagoge[1]), die daranstoßende schmutzige, enge Judengasse[2]) mit ihren dicht aneinandergereihten schieferbekleideten Giebelhäusern und unheimlichen, finsteren Höfen war. Die Gestalten der handelnden Juden und Judengenossen, Männer und Frauen, mit den orientalischen Physiognomieen boten mir für meinen erwachenden künstlerischen Drang, wenn auch zuerst mit Scheu betrachtet, jedesmal Neues. Noch klingt ein Vers aus jener Zeit in Altfrankfurter Mundart herüber, der die Rivalität der beiden in dieser Gasse sich gegenüberliegenden Kaffeehäuser behandelt, in deren einem das Rendezvous der Besucher des Getreidemarktes, in dem anderen das der Viehhändler war; er lautet:

„Gehst Du mit bei Gundersheim?"
„Na, ich geh' bei Hecht."
„Warum denn net bei Gundersheim?"
„Der Kaffee is zu schlecht!"

Ging man über das Judenbrückchen, so sah man regelmäßig die neunzigjährige „Gudle"[3]), die Stammmutter des Hauses Rothschild, die am Fenster im ersten Stock, in ihrer Haube von kostbaren Spitzen, mit blaßroten Rosen verziert, einem Geschenk ihrer Söhne in Paris, saß und durch den

---

[1]) 1711 erbaut und 1854 niedergelegt.

[2]) Das letzte Haus auf der westlichen Seite wurde 1872 niedergelegt.

[3]) G. R., geb. Schnapper, geb. 23. August 1753 in Frankfurt a. M., gest. 7. Mai 1849 ebenda.

Spiegel alles beobachtete, dabei ihrer Liebhaberei, Äpfel zu essen, folgend. Sie starb 1849, 96 Jahre alt. Das Haus steht noch, auch der Spiegel war noch lange an demselben Platz.

Und kam man zur Mittagsstunde durch die Fahrgasse an das Bankhaus Rothschild und Söhne, da „sah man öfters Geldtransporte mit starker militärischer Bedeckung kommen und gehen", oder man traf eine große Menschenmenge, allerlei Volk, „professionelle" Bettler, vor dem Eingange, unter welche der siebzigjährige Freiherr Amschel Mayer von Rothschild[1]) im Cylinder und blauen Frack mit goldenen Knöpfen, von der Treppe alle überblickend, „freundlich und gütig" Gaben verteilte. Er merkte sich jeden, dem er etwas gereicht, ja er rief solchen, die sich wiederholt und, um unerkannt zu sein, von einem anderen Platz an ihn „herandrängten", zu: „Du! Du hast bekommen schon etwas! Du hast gestanden vorhin da drüben! Wenn Du das thust wieder, bekommst Du nichts mehr!" Dann fuhr er in seiner glänzenden Karosse, hintenauf sein „Jäger mit wallendem Federbusch", nach seiner Villa an der Bockenheimer Chaussee. Wie stob aber die immer noch versammelte und sich streitende Menge auseinander, wenn aus dem Deutschherrenhaus, „von der Sachsenhäuser Brücke her die mächtige Militärmusik der Österreicher, welche zur Parade marschierten, und die Konstabler- und Hauptwache, sowie die im Bundespalais ablösten, herauftönte! Da hieß es sich eng an die Häuser drücken oder mitgehen."

Nachdem einmal die mir angeborene Neigung, Alt-Frankfurt kennen zu lernen, erwacht war, genügte der alltägliche Schulweg mir nicht mehr; ich suchte nach anderen, und welche Auswahl war da zu jener Zeit noch vorhanden! Ueberraschung und Erstaunen erfüllte mich, als ich durch die „goldene Luft" auf der Allerheiligengasse in den Viehhof geriet, der besonders Montags in der Frühe so unendlich viel Leben bot

[1]) A. M. v. R., geb. 12. Juli 1773 in Frankfurt a. M., gest. 6. Dezember 1855 ebenda.

wegen der Viehhändler und Metzger, deren lautes Handeln mit dem beim Abschluß gegebenen Handschlag durch das Gebrüll der Tiere noch übertönt ward. Tief lag dieser langgestreckte, bis fast auf den Judenmarkt (jetzt Börneplatz) sich ziehende Hof gegen den auf der einen Seite wie auf hoher Mauer emporragenden „Hinterhäusern“ der alten Judengasse, wo wiederum Giebel an Giebel, Fenster an Fenster ein ungemein malerisches Bild zeigten.

Dann ging ich durch die enge „Judenmauer“. Der 1828 geschlossene Friedhof der israelitischen Gemeinde, dessen älteste Erwähnung vom Jahre 1300 datiert, hatte besonderen Reiz für mich. Über die hohe, von blühendem Hollunder überragte Mauer konnte man kaum hineinsehen. Doch das Verlangen, diese geschichtlich merkwürdige Stätte zu betreten, wuchs, und einst glückte es mir, durch die einzige Pforte hineinzuschlüpfen. Da stand ich denn nicht ohne Ehrfurcht auf dem weiten, fast baumlosen Feld, wo zwischen dichtem Gestrüpp und niederem Gebüsch aus dem hochwuchernden Gras und blumenbewachsenen hügeligen Boden senkrechte Tafeln von rotem Sandstein massenhaft hervorragten, die meisten tief eingesunken, fast verwittert, fahlgrün, mit Moos bedeckt, alle mit Inschriften in hebräischer Quadratschrift und viele mit schön gearbeiteten Symbolen, wie Löwe, Adler, Hahn, Himmelsleiter und Himmelsthüre versehen. Ein Bild völliger Abgeschiedenheit inmitten der geschäftigen Stadt, den meisten Bewohnern unbekannt, von wenigen nur betreten![1])

Das gehörte nun freilich nicht zum Studium; doch bot es mir Ersatz für den Verdruß, mit welchem ich schon die

---

[1]) Viele Ansichten Altfrankfurts sind uns durch Reiffenstein und Peter Becker erhalten. Beide haben, jeder auf seine Weise, damit ihr großes Können gezeigt; aber die von Becker stehen durch die freie, lebendig künstlerische Auffassung höher. Carl Theodor R., geb. 12. Januar 1820 dahier, gest. 6. Dezember 1893 ebenda. Dessen Sammlung von Frankfurter Ansichten ging 1876 an die Stadt über.

Bücher anschaute: das Wörterbuch Milters, die Grammatik Zumpts, den Eutropius zum Übersetzen. Dann diese Scholastica und Domestica! Doch fielen die letzteren, wenn ich sie bei Dalton machte (er wohnte in der Heuwage am Roßmarkt), meist noch erträglich aus. Wie schwer es mir wurde, davon gibt wohl am deutlichsten der Entschluß Zeugnis — das Domesticum wollte mir eines Tages gar nicht gelingen —, mich, anstatt mich länger zu quälen, in den Finger zu schneiden. Diese kindische Sünde trug aber ihre Strafe in sich, denn der Lehrer frug mich bei meiner Ausrede: „Schreibst Du denn mit der linken Hand?" Ein schallendes Gelächter erfolgte! O! das Latein war ein wahres Kreuz für mich, und mein Vater hatte aufrichtiges Mitleid mit mir; das sah ich ihm an, wenn ich auf der Revision so heruntergekanzelt wurde; ja einmal sagte Professor Heß[1]) zu ihm: „Wenn ich so ein Kerl wäre wie Ihr Fritz, hätte ich mir schon längst eine Kugel vor den Kopf geschossen!" Rektor Dömel[2]), der mich immer gern hatte, überhaupt ein Herz für die Jugend besaß, fiel ihm aber mit Recht gleich ins Wort: „Aber, lieber Herr Kollege, wie können Sie vor einem Kinde so etwas sagen!" Bald darauf, kurz vor seinem 25jährigen Amtsjubiläum, wozu schon für eine goldene Kette als Geschenk für ihn gesammelt war, ertränkte sich Heß im Rhein bei Bingen.

Auch im Deutschen war ich ein orthographisches Ungeheuer; ja man nannte mich den Partizipienreiter und Interpunktionshelden; doch die Aufsätze hatten Interesse für mich und waren inhaltlich zum wenigsten nicht schlecht, und das pflegt ja der Beweis eines regsamen und schaffenden Geistes

---

[1]) Johannes H., geb. 24. Oktober 1796 dahier, Professor am Gymnasium seit 1821, für tot erklärt 7. September 1846.

[2]) Dr. theol. et phil. Johann Theodor D., geb. 6. Oktober 1791 in Hanau, Professor und Prorektor am Gymnasium seit 1819, Konrektor 1821, Rektor 1822, feierte am 2. Januar 1844 sein 25jähr. Amtsjubiläum, emerit. 1853, gest. 8. April 1868 dahier.

zu sein. Auch schien ich ein guter Lektor zu sein, sodaß öfters, wenn abwechselnd gelesen wurde, meine Mitschüler Professor Gutermann[1]) — er trug seinen Namen mit Recht — baten, mich fortfahren zu lassen.

Die liebsten Stunden waren mir Schreiben, Singen und vor allem das Zeichnen, das ich nun bei meinem guten Vater hatte, dessen Disziplin bei viel Freiheit doch gut war. Daß Stille herrschte, dafür stellte ihm einst Prorektor Rödiger[2]), der feurige Redner auf dem Wartburgfeste 1817, der, um sich zu überzeugen, wie es bei dem neuen Zeichnenlehrer hergehe, in Vaters Stunde kam, das beste Zeugnis aus: „Bei Ihne isses ja so still, wie inere Kerch!" Seine Unterrichtsweise war noch fast die alte: jeder Schüler konnte an den Schrank gehen und sich nehmen, was ihm behagte. Zuweilen fertigte der Vater zu Hause selbst Originale, meist Geräte nach der Natur in vorzüglicher Darstellung. Es waren tüchtige Zeichner unter uns; aber Albert Hendschel that es allen zuvor, schon damals zeigte sich sein großes Talent. Auch Karl Harveng[3]), der spätere Schüler Schirmers in Karlsruhe, zählte zu den besten. Diesen beiden konnte ich mich nicht gleichstellen, obschon meine Art zu zeichnen, was die Strenge anbelangte, gerade ihnen sehr gefiel. Bruder Philipp übertraf mich an Auffassungsgabe. Bis in die obersten Klassen zeichneten viele gern bei unserem Vater; er war höflich und freundlich gegen die jungen Leute und konnte, was die Hauptsache war, richtig und dabei schnell zeichnen, bot auch durch seine künstlerische Bildung vielen Anregung. Wie ein Klostergarten lag vor den Fenstern der

---

[1]) Friedrich G., geb. 5. April 1798 in Regensburg, gründete 1826 eine Knaben-Erziehungs-Anstalt, wurde 1839 Professor am Gymnasium, emerit. 1869, gest. 26. April 1882 dahier.

[2]) Dr. phil. Georg Ludwig Conrad R., geb. 3. April 1798 zu Neunkirchen in der Pfalz, Prof. am Gymnasium seit 1824, emerit. 1854, gest. 14. Januar 1866 dahier.

[3]) H., geb. 24. Juni 1832 in Frankfurt a. M., gest. 27. Juni 1874 ebenda.

Quinta das schon erwähnte Gärtchen des Rektors, dahinter der äußerst malerische Arnsburger Hof. Dies Bild zog manchen Sekundaner und Primaner an — ich erinnere mich noch des nachmals berühmt gewordenen Malers Victor Müller —, und sie bekamen die Erlaubnis, es von unserer Klasse aus aufzunehmen. Das reizte mich, und Vater stellte mich zu ihnen. Ich versuchte mein Heil, und siehe da, es gelang nicht übel, sodaß ich schon damals daran dachte, Künstler zu werden.

Auch die Singstunde machte mir große Freude. Unser Lehrer, Herr Meggenhofen, ein Schüler von Spohr, ein Vorzug, auf den er sich nicht wenig einbildete und den er von Zeit zu Zeit, wenn er glaubte, damit Wirkung zu erzielen, erwähnte, hielt viel auf mich; wir Brüder konnten ihm die erste sowie die zweite Stimme, wo er uns gerade nötig hatte, zusammenhalten.

Bei meinen Kameraden war ich wohl gelitten; ich war ein starker Bengel und älter als die meisten, das flößte einen gewissen Respekt ein. Manchen Spaß bereitete ich ihnen. Hier zunächst ein unbeabsichtigter. Wir gingen zuweilen nach der Schule ins Schlachthaus, um dem Schächten der Ochsen zuzusehen. Wohl erfüllte es mich mit Grausen, wenn das dampfende Blut mit voller Wucht aus der furchtbaren Schnittwunde schoß und das Tier sich im Todeskampfe loszumachen suchte. Als einmal wirklich ein Strick riß und das gewaltige Tier schon die Vorderbeine erhob, erschrak ich so, daß ich ausglitt und der Länge nach in die mit wallendem Blut angefüllte Rinne fiel. Ein schreckliches Gelächter erhob sich bei den Metzgern, als ich so in meinem weißen Drellanzug die Frankfurter Farben — vorn weiß, hinten rot — repräsentierte und, von Blut triefend, dastand! War das ein Heimweg!

Im Jahr 1845 war die größte Überschwemmung im vorigen Jahrhundert; der Main erreichte am 31. März eine Höhe von 22,8". Der Pedell Dammer kam während des Nachmittagsunterrichts mit dem Auftrag in die Klasse, die Schüler

von den Ortschaften Hausen und Heddernheim seien zu entlassen, die Nied sei so angeschwollen, daß sie schon über die Chausseen streiche, auch komme bereits das Wasser im Arnsburger Hof aus den Antauchen, und „der Rektor" habe Ordre gegeben, die Kellerfenster des Gymnasiums zuzumauern. Himmel, horchten wir auf! Professor Scholl hatte kaum noch die Gewalt, uns zusammen zu halten. Als es endlich zum Schulschluß schellte, da aber hinaus, um das Naturereignis zu sehen! Ja, es war so: Der Arnsburger Hof war schon fast von Wasser eingeschlossen, überall drang es hervor. Wie das in den Antauchen brodelte! Hinauf an die Brücke: soweit das Auge sah, Wasser! Ja es stieg so, daß es fast bis an die Spitze der Bogen zu reichen schien. Ein Pfeiler des Kreuzbogens stürzte ein.

Da kam ich Waghals auf den kühnen Einfall, zur Belustigung meiner Kameraden einen Gang durch die Flut zu unternehmen, und kurz entschlossen, den Ranzen auf dem Rücken, ging ich durch das Metzgerthor am Schlachthaus hinter der Schmiedstube herum, an der Butterwage vorbei, und da die große und kleine Fischergasse tief unter Wasser standen, mußte ich meine Schritte noch weiter nach dem Garküchenplatz lenken, wo mich meine Mitschüler mit unendlichem Jubel empfingen. Gänzlich durchnäßt — das Wasser war mir bis an das Kinn gegangen — eilte ich den weiten Weg an die eiserne Hand, wo ich mich sofort zu Bette legte und nicht einmal eine Erkältung davontrug.

Am anderen Morgen stand das Gymnasium unter Wasser; alle Räume des Erdgeschosses waren überschwemmt, so daß Professor Herling[1]) nur mit Mühe die physikalischen Apparate noch in Sicherheit bringen konnte.

---

[1]) Dr. phil. Simon Heinrich Adolph H., geb. 13. Oktober 1780 in Detmold, Professor am Gymnasium seit 1808, emerit. 1848, gest. 31. März 1849 dahier. Als Herling pensioniert war, frug ihn einmal ein Schüler

Es ward eine furchtbare Wassernot! Den Römerberg hinauf, bis an die damals rechts am Eingang der Neuen Kräme befindliche Schwanenapotheke drang das Wasser vor; in der Borngasse reichte es auf dem Plätzchen bis an den ersten Stock; die Gassen an der Faulpumpe und das Löwenplätzchen in der Fahrgasse, standen unter Wasser. In Sachsenhausen war es noch grausiger: die Löhergasse war eine sich dahinwälzende trübe Flut, die in der Dreikönigskirche die Oberfläche des Altars streifte. Mit Kähnen fuhren wir Jungen durch das Portal in das uralte Gotteshaus[1].) Das war ein Gaudium! Die Sexta und Quinta hatten wegen der in die Klassenzimmer eingedrungenen Feuchtigkeit frei bis nach den Sommerferien.

Während dieser Zeit machten wir mit dem Vater außer anderen Spaziergängen auch die erste Fußtour in den Taunus. Früh fünf Uhr machten wir uns auf, gingen die Chaussee über Bockenheim und Rödelheim, wo uns der Vater das Haus seiner Tante zeigte, die er als Knabe mitten in der Nacht aufsuchen mußte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, dann weiter über Eschborn und Niederhöchstadt nach Cronberg und Königstein, unserem Ziel. Die Hauptfreude außer dem Wandern war des Vaters Zeichnen nach der Natur. Ich erinnere mich noch des Cronberger Schloßturms und des Eingangs von Königstein mit der Festung. Wie günstig waren die Sachen gewählt und wie richtig gezeichnet, die Schatten zum Teil mit dem Wischer angegeben. O, wie mich das interessierte! Ich sah den Vater zum erstenmal etwas Derartiges im Freien machen.

Im „Schützenhof" bei dem freundlichen Wirt Ellenberger waren wir eingekehrt. Sehr einfach ging es her; kostete doch der ganze Tag nur 1 Gulden und 6 Kreuzer.

---

nach seinem Befinden. „O", sagte er, „mir geht es ja ganz gut; nur den täglichen Ärger, der so vorteilhaft auf meine Verdauung wirkte, entbehre ich."

[1]) Im Jahre 1875 niedergelegt.

Von Königstein gingen wir an „Dörrs Häuschen" vorbei nach Falkenstein, und da es gerade der erste Sonntag im Mai war, traf es sich, daß wir ins dichteste Kirchweihtreiben gerieten. Schon von der Burg hatten wir die rauschende Tanzmusik vernommen, wobei wir besonders die Töne einer Posaune heraushörten. Beim Eintritt ins Dorf erklärte es sich: ein Posaunist spielte, um den Tanzenden mit dem Ausziehen seines Instrumentes nicht hinderlich zu sein, dasselbe dem Fenster hinaus.

Auf dem Heimweg wurde viel gesungen. Die Mozartschen Opern wurden aufs lebendigste durchgeführt, besonders die Zauberflöte, die wir genau kannten; wie es gerade für die eine oder andere Stimme paßte, fiel man bei den Duetten, Terzetten, Quartetten und Chören ein.

Den ersten Eindruck des Gebirges vergesse ich nie: das malerische Cronberg mit dem hoch über ihm thronenden Schloß und Burgkapellchen und der reizenden Eingangspforte hat sich mir, vom Kirchhof gesehen (auf dem noch das Grabmal des Burggrafen Caspar von Cronberg von 1573 steht), für immer eingeprägt. Einzig sind die Gassen und aufsteigenden Gäßchen mit den nach dem Schloß führenden Treppen, das immer wieder zwischen Häusern, Gesträuch und den schönen Maulbeerbäumen hervorsieht, dann vom Thal hinauf der prächtige Weg durch den Kastanien- und Kiefernwald mit dem Blick auf das Städtchen [1]) und die daran anschließenden Wiesen, Falkenstein zu.

Die Schulzeit war wieder da, und ich kehre zum Gymnasium zurück. Die weitaus größte Zahl der Lehrer verkehrte unter einander mit Kollegialität und widmete ihre besten Kräfte dem Wohle der Anstalt [2]). Bei aller Strenge, die unter Rektor

---

[1]) Von beiden Ansichten existieren vorzügliche Radierungen, jene von Carl Schäfer nach Burger und diese von Philipp Rumpf. C. S., geb. 1820 dahier.

[2]) Um den Kreis zu vervollständigen, nenne ich noch:

Dr. phil. Joh. Conrad Schwenck, zu der Zeit der bedeutendste Mann am Gymnasium, gefürchteter Satyriker, geb. 21. Oktober 1793 in



Des Vaters Haus „an der eisernen Hand".

Dömel herrschte, kamen aber doch Sachen vor, die sein und der Lehrer Ansehen gefährdeten. Im Jahre 1846 bei dem großen Äpfelsegen — das Malter kostete 24 Kreuzer — brachten viele Schüler Äpfel mit, die sie von den Wagen am Friedberger Thore genommen hatten, und verteilten sie unter ihre Kameraden. Unserem Klassenlehrer, dem schon genannten Professor Scholl, fiel der Geruch auf und er frug, woher die vielen Äpfel seien. Natürlich spielten die, welche keine bekommen hatten, aus Neid die Verräter. Ein strenges Verhör ergab nach dem Ausspruch des Professors, daß wir sie „gestohlen" hätten. Nun mußte der Decurio mit uns hingehen, damit wir in seinem Beisein den Bauern um Verzeihung bitten und nach den Kosten der ihm entwendeten Äpfel fragen sollten. Dalton machte, als wir den Bauern herausgefunden hatten, den Sprecher. Und das Resultat, als der kleine Verbrecherzug ins Gymnasium zurückkam und der Lehrer frug, war: „Ei, er hat gelacht und gemeint, Sie sollten die ganze Klasse schicken, daß sich die Buben so viel Äpfel nähmen, als sie Lust hätten; er könne sie ja doch nicht loswerden."

Der erst seit kurzem angestellte französische Sprachlehrer, Professor Rood, beherrschte die deutsche Sprache durchaus nicht; doch mochte er annehmen, daß sein mangelhaftes Sprechen für uns Quintaner nicht besonders auffallend sei. Allein darin irrte er sich. Das Verwechseln der Artikel wirkte zu komisch. So frug er in der ersten Stunde: „Wecker, heißt es der Mann oder die Mann?" „Herr Professor, es heißt überhaupt nicht der und auch nicht die Mann; es heißt das Mann!" Ich sehe

---

Lich, Professor am Gymnasium seit 1825, Konrektor 1829, emerit. 1853, gest. 14. Februar 1864 dahier.

Joh. Conrad August Weismann, der Bruder des Lehrers an der Musterschule, geb. 13. Oktober 1804 in Frankfurt a. M., Professor am Gymnasium seit 1831, emerit. 1864, gest. 24. Oktober 1880 ebenda.

Georg Daniel Röder, geb. 23. Oktober 1804 in Frankfurt a. M., Professor am Gymnasium seit 1829, emerit. 1848, genoß über 40 Jahre seine Pension und starb 17. Juni 1887.

noch das Gesicht dieses auf dem einen Auge schielenden Jungen, wie er sich über seine Frechheit, welche die ganze Klasse zum Lachen brachte, freute. Darauf stand einer der ordentlichen Schüler auf und sagte: „Herr Professor, Wecker hat Sie irregeführt: es heißt der Mann!“ Nun aber die Erregung des Professors, der mit dem Stock auf den dreisten Burschen losging und ihn immer drauf los prügelnd anschrie: „Sie unverschämtes Mensch! Ich will Sie sagen Ihrem Lehrer, es heißt das Mann, wo es die Mann heißt! O, Sie infâme Mensch! Wollen Sie das sich erlauben noch einmal?“

Allmonatlich war Revision, wobei außer dem Rektor sämtliche in der Klasse beschäftigten Lehrer zugegen waren. Sie dauerte den ganzen Vormittag und war sehr eingehend. Bei solcher frug uns einmal der Rektor, was wir zu Hause für Bücher läsen. Geisow, ein unverschämter Junge, antwortet kurz und bündig: „Ich? ich bin eben am Schinnerhannes!“[1]) — „Du armer Sohn! Du armer, verlorener Sohn! Decurio, bringe ein Tintenfaß. Geisow, halte Deine Hände auf!“ Er schüttet ihm den ganzen Inhalt hinein und sagt: „Armer, armer Sohn, so schwarz ist Deine Seele!“

Wurde ein Primaner in einem Wirtshaus gesehen, so hatte das zur Folge, daß er ein Semester später auf die Universität entlassen wurde. Unser Klassenlehrer, der auf seinem Gang in das Gymnasium an der Fleßschen Bierwirtschaft, Eck der Fahr- und Predigergasse, vorüberkommt, glaubt, zufällig zum offenen Fenster hineinsehend, einige Primaner drinnen zu erkennen. Selbst hineingehen will er nicht; daher beauftragt er den Pedell, nachzusehen. Dammer ist aber schlau und will auch nicht den Groll der jungen Leute auf sich laden. Er geht deshalb ans Fenster und sagt

[1]) Schinderhannes (Johann Bückler) berüchtigter Räuberhauptmann, geb. 1779 zu Mielen (Nassau), wurde am 14. Juni 1802 aus dem Wied-Runkelschen hierher gebracht und am 16. nach Mainz abgeliefert, wo er am 1 November 1802 guillotiniert wurde.

zu den Drinsitzenden: „Meine Herren, ich soll nachsehen, ob hier einer der Herren Primaner beim Bier sitzt. Gehen Sie solange hinaus, bis ich drin war und mich vom Gegenteil überzeugt habe."

Große Aufregung herrschte im Gymnasium, als am Morgen des 4. Oktober 1845 Johannes Ronge[1]) seinen Einzug in Frankfurt hielt. Die oberen Klassen bekamen auf Wunsch, obschon der Rektor Vömel mit allen Mitteln dagegen kämpfte, dennoch von ihren Klassenlehrern die Erlaubnis, dem Empfang beizuwohnen, und so stürmten sie mit unerhörtem Tumult nach der Fahrgasse, durch welche der vermeintliche neue Apostel von Sachsenhausen her, wo ihn eine Deputation im Wagen abholte, kommen mußte. Ihm zu Ehren hatte man geschmückt; ja an dem Hause des Bäckermeisters Kirsch war an der quer über die Gasse geführten Guirlande als Willkomm der Vers:

„Licht und Wahrheit sollen leben,
Rongesbrezeln wird's heut geben!"

mit einer daranhängenden mächtigen Brezel angebracht, die, in dem Moment, als Ronge die Stelle passierte, heruntergelassen, ihm auf den Schoß zu liegen kam.

Noch eine Erinnerung aus meiner Gymnasialzeit, die alljährliche Progressionsfeierlichkeit im Kaisersaal, darf ich nicht unerwähnt lassen, nicht weil ich durch Herrn Lauten, der mich bei Professor Scholl für den besten Schreiber in der Klasse erklärte, die Listen für den grünen Tisch zu schreiben hatte, unter welche man bescheiden seinen Namen setzen durfte, sondern lediglich, um einen längst verschwundenen, mit viel Pomp vollzogenen Schulakt der Vergessenheit zu entziehen.

Ja, das war ein großes Ereignis, solch ein Freitag Nachmittag! Welches Selbstbewußtsein überkam uns beim Gang durch die Römerhallen[2]), die Kaisertreppe hinauf, und

---

[1]) R., Hauptbegründer des Deutschkatholizismus, geb. den 16. Oktober 1813 in Bischofswalde (Schlesien), gest. 26. Oktober 1887 in Wien.

[2]) Auch „Kaufhallen" zu den Meßzeiten bis 1846 genannt.

erst beim Eintritt in den Saal, wo zwei Hellebardiere, mit Dreispitz, in roter, mit Silberborten verzierter Tracht die Wache hielten und klirrend ihre Partisanen aufstießen, wenn Schlag drei Uhr das Kommando ertönte: „Präsentiert das Gewehr!" Dann traten die höchsten Behörden unseres kleinen Freistaates, die beiden regierenden Bürgermeister und das Konsistorium, in vollem Ornat aus dem Wahlzimmer und zogen, während die Anwesenden sich erhoben, unter Führung eines Hauptmanns durch das spalierbildende Linienmilitär herein, um im Halbkreis auf den hohen alten Sesseln Platz zu nehmen. Hinter ihnen die Professoren bis zu den letzten Lehrern, unter welchen auch mein Vater war.

Der feierliche Akt wurde durch Gesang eingeleitet, den Herr Meggenhofen nicht ohne sichtliche Beklemmung mit einem Vorspiel zu dem großen Weihegesang: „Von der Accorde Fluten ergriffen" intonierte. Dann kam die Festrede des Rektors, darauf eine lateinische und eine deutsche von Abiturienten, wobei der Rektor nicht selten den Souffleur machen mußte. Mitten in der schönsten Rede schlug es vier Uhr. Die ankommende Wache marschierte herein, nahm die Ablösung vor, und die andere verließ dröhnenden Schrittes den Saal. Dann erst konnte der Aktus fortgesetzt werden.

Es war gewiß ein erhebendes Gefühl, sich mit zu dieser Versammlung zählen zu dürfen, und verstand man nicht, was geredet wurde, so hatte man Gelegenheit, sich die vielen herrlichen Gestalten, die Porträtbilder der Kaiser, zu betrachten. Das waren mir ja schon durch Vaters Schilderung gepriesene Sachen: in nächster Nähe der sinnende Otto der Große mit der eisernen Krone und dem Reichsschwert, eine gewaltige Figur von Philipp Veit; der ritterliche Maximilian der Erste in seiner güldenen Rüstung mit mächtig wallendem Federbusch am Helm, den wohlverdienten Lorbeer tragend, von Alfred Rethel. Beide konnte ich so recht bequem von meinem Platze aus sehen. Unstreitig gehören diese zu den besten in der

großen Bilderreihe, und das Charakteristische der Persönlichkeiten und ihre geschichtliche Bedeutung ist schlagend wiedergegeben.

Die Preisvertheilung, wobei mancher ein so bändereiches Werk erhielt — ich gedenke dabei des jetzigen Amtsgerichtsrats Dr. jur. Lincker[1]) —, daß er sich von Kameraden helfen lassen mußte, es auf den grünen Tisch niederzulegen, war keine Kleinigkeit, ebensowenig die Versetzung der einzelnen Schüler, wobei jeder Aufgerufene hervortrat und nach respektvoller Verbeugung auf dem Podium Platz nahm. Kurz, es sind trotz allen vorausgegangenen Leides unvergeßliche Stunden, und ist man auch kein Gelehrter geworden, hat auch nur beinahe einmal einen Preis errungen — man war doch mit dabei und verließ hochschlagenden Herzens die geschichtlich denkwürdige Stätte.

---

[1]) Peter L; Rechtsanwalt seit 6. September 1850, geb. 3. Oktober 1826 dahier.

Irrwege.

Unserer Eltern höchstes Streben war es, uns zur Ehre Gottes zu erziehen, dies gab bei aller Fröhlichkeit unserem Familienleben eine ernste Richtung. D. Martin Luthers Haussegen mit dem Bilde des Gekreuzigten hing in der Wohnstube; die sinnreichen Sprüchlein haben sich mir eingeprägt, so daß mir in all' den Jahren der Eindruck nicht verloren ging und die Freude groß war, als ich das Blatt in Nürnberg 1854 in einem Buchladen sah. Im Augenblick fühlte ich mich ins Elternhaus versetzt, wie gebannt stand ich da und las:

Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht es öd' und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein.
Drum, Menschenkind, drum, Menschenkind,
Daß nicht der Böse Raum gewinnt,
Gieb deinen blankſten Thaler aus
Und kauf ein Bibelbuch ins Haus.
Schlag's mit dem ersten Lächeln auf,
Hab all' dein Seh'n und Sinnen drauf,
Fang drin die Abcschul' an,
Und buchstabier und lies sodann,
Und lies dich immer mehr hinein,
Aufschlag darin dein Kämmerlein;
Und lies dich immer mehr heraus,
Mach dir ein wahres Bollwerk draus,
Und pflanze still hoch oben drauf
Die allerschönsten Sprüchlein auf;

Hell laß sie flattern, muthig wehn,
Als deine Banner laß sie sehn,
Als deinen Schild drück sie ans Herz
Und halt dich dran in Freud und Schmerz.
O du, mein liebes Menschenkind,
Hast du noch keins, so kauf's geschwind,
Und ging dein letzter Groschen drauf,
Geh, eile, flieg und schlag es auf;
Lies mit Gebet und schlag es du
Nur mit des Sarges Deckel zu!
Des Lesens und des Lebens Lauf
Beginn und höre mit ihm auf.

Morgens und abends versammelten wir uns zur Hausandacht, die der Vater stehend aus „Kapff" [1]) vorlas. Von früh auf hielten die Eltern uns an, am Tag des Herrn mit ihnen in die Kirche zu gehen. Das erstemal nahm mich meine liebe Mutter — wir wohnten noch auf der Seilerstraße — mit in das nahe Versorgungshaus, woran ich immer erinnert werde, wenn ich das Gellertsche Lied höre: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" das damals gesungen wurde. In diesem Armenhause predigte zuweilen der Rektor Dömel, ein Dienst, zu welchem er für die alten Leute wegen seiner Einfachheit besonders geeignet war. Meistens gingen wir in die Peterskirche zu unserem Geistlichen, Herrn Pfarrer Deichler, der von Sachsenhausen dahin versetzt war. Er hatte sich eine treue Gemeinde geschaffen, in welcher er segensreich wirkte.

Unser Kirchgang führte uns über den mit hoher Mauer umgebenenen kleinen Kirchgarten und durch das enge, äußerst malerische, an die Sakristei stoßende Höfchen, die steile Hintertreppe zur Orgel hinauf.

Wir hatten unsere ständigen Plätze, von welchen aus man das Kirchlein und die dichtgedrängte Gemeinde übersehen

[1]) Sixt. Karl v. Kapff, geb. 22. Oktober 1805 in Güglingen, gest. als Prälat 1. September 1879 in Stuttgart.

konnte. Es waren „der gottesfürchtigen Männer eine große Menge, dazu der vornehmſten Weiber nicht wenige“: auf der erſten Empore der k. k. öſterr. Rittmeiſter a. D. von Lersner, ein Nachkomme des Frankfurter Chroniſten[1]). Dann eine kleine Schar Freſenius, alle abſtammend von Johann Philipp Freſenius[2]), „der Heil-Schrift-Doktor und des evangeliſchen Predigt-Amtes Senior“, welcher Goethes Eltern getraut und den Dichter getauft hat. Die äußerſte Sitzreihe hatte „Finger“ an „Finger“ inne, eine in Frankfurt faſt wie der Sand am Meer ausgebreitete Familie, deren Ahne, in der Saalgaſſe anſäſſig, zwei Hände voll, nämlich wohlgezählt zehn Söhne hatte. Von den Kindern und Kindeskindern erſchienen regelmäßig: Juſtus Finger, der damalige Senior der Familie, er hatte den wundervollen Garten auf der Friedberger Landſtraße, der ſich die ganze Gaußſtraße entlang zog; dann war da Rat Finger, ein großer Münzkenner; der Kupferſtich-Finger beſaß eine wertvolle Sammlung Grabſtichelblätter, beſonders avant la lettre; Oberlehrer Dr. Finger[3]); Lizentiat Profeſſor Finger; der Lotterie-Finger; der unverheiratete „Onkel“ Eduard Finger und endlich der Handſchuh-Finger, der dieſen Beinamen zur Unterſcheidung nach ſeinem Handſchuhgeſchäft in der Schnurgaſſe Nr. 34 bekommen. Andere Kirchgäſte waren der alte, würdige Beyſchlag, begleitet von ſeinen Söhnen Willibald[4]), dem nachmaligen Profeſſor zu Halle und Mitgründer des

---

[1]) Achilles Auguſt von Lersner, geb. 29. April 1662 in Frankfurt a. M., geſt. 29. Dezember 1732 ebenda.

[2]) F. geb. 22. Oktober 1705 zu Niederwieſen (Heſſen), geſt. 4. Juli 1761 dahier.

[3]) Friedrich Auguſt F., Dr. phil., geb. 19. Oktober 1808 in Frankfurt a. M., ſeit 8. Oktober 1844 Oberlehrer an der Katharinenſchule, ſeit 26. April 1861 Oberlehrer an der mittleren Bürgerſchule, emerit. 1875, geſt. 31. Dezember 1888 ebenda.

[4]) W. B., geb. 5. September 1823 in Frankfurt a. M., geſt. 25. November 1900 in Halle a. d. Saale.

Evang. Bundes, und Traugott[1]), Pfarrer der jüngeren Gemeinde zu Neuwied. Auch kam der Maler Alfred Rethel, der dem Glauben seiner Väter trotz der ihn umgebenden strengen Katholiken Veit, Schwind und Steinle treugeblieben war. Endlich sah man zahlreiche Gärtner, um derentwillen schon im 14. Jahrhundert, da sie in dieser Gegend ihre Anlagen hatten, die „Betkapelle" erbaut wurde. „Sie nahm mit teil an den Leiden und Freuden unserer Stadt — ja sie umschloß auch unsere Leiden und Freuden. Sie ist gewachsen und geworden."[2])

Aber heute schreiten wir über die Stätte dahin! „Nicht lange ist's her, daß die Peterskirche fiel.[3]) O! wie sich das alte Kirchlein in seinem zerfetzten Mäntlein schämen mußte, unter dem es sogar noch dem und jenem Handwerker und Krämer ein bescheidenes Unterkommen verschaffte. In der alten Kirche wohnte noch der fromme Sinn unserer Vorfahren, der uns wie mit unsichtbaren Fäden leise hinzog zu dem ewigen Quell, aus dem sie Gesundheit getrunken hatten. Aus der kleinen Grabkapelle drang eine deutliche Predigt zu uns. Die Emporen, durch deren geheimnisvolle Thüren schon unsere Urgroßväter einschlupften, die Stühle, in welchen unsere Eltern gebetet, ja wir selbst, als wir jung waren, Gott Treue gelobt haben, war das alles nichts werth? Und wie traulich, ja wie schön war es doch auch, dies Kirchlein! Freilich, nicht den Schulregeln und Mustern gefällig. Die Zeit schritt hindurch und ließ Spuren darin und brachte Anhängsel und Einbauten." So waren die dem gotischen Bau allerdings nicht entsprechende Kanzel samt der von dem Pfarrstübchen in die Kirche führenden reich verzierten Thüre Prachtstücke der Rokokozeit. Auch die Orgel, auf deren Krönung musizierende Engel saßen, war

---

[1]) T. B., geb. 6. August 1826 in Frankfurt a. M., gest. 3. Januar 1856 in Neuwied.

[2]) W. Steinhausen, „Frankfurter Kirchlicher Anzeiger". 1895.

[3]) Im Jahr 1896 wurde sie niedergelegt.

schön; man konnte sich an dem Jubel der kleinen Gestalten, wie sie ihre güldenen Instrumente, Geige, Violoncell, Flöte und Cymbel handhabten, hoch erfreuen. Alles dies machte sie uns vertraut.

„Wer einmal in der ehrwürdigen kleinen Kirche das Wort aus geweihtem Munde verkünden hörte, der weiß es, was es für eine Kraft gewann in diesem Raum, der den Pastor sprechen ließ, wie einen Hirten zu seiner Herde, wie einen Vater zu seinen Kindern." Viele Bildnisse aus alter Zeit hingen in dem mit einigen antiken Möbeln ausgestatteten anheimelnden Pfarrstübchen. Außer dem von D. Martin Luther, sehr hübsch in Wachs und Farben dargestellt, sei das von Johann Philipp Fresenius, dem Stammvater der hiesigen Familie, erwähnt. Dieses Gottesgelahrten Tugenden sind in einem originellen Vers unterhalb des Porträts verewigt:

„Indem dies edle Bild Verstand und Witz und Geist,
Treu, Klugheit, Gottesfurcht und stille Sanftmuth weist,
So macht die Wahrheit gleich den Schluß:
Das ist gewiß Fresenius.

L. Lippold pinx. A. Reinhardt sculps. Frankfurt 1749."

Auch die lieben Züge Deichlers mit der Unterschrift: „Das ist unser unvergeßlicher Herr Pfarrer und Konsistorialrath Johann Christian Deichler[1]), gestorben den 19. März 1873" fehlten nicht.

Neben der Peterskirche und dem ehemaligen Pfarrhaus, der nachmaligen „Kreuzerschule", liegt der seit nahezu vier Jahrhunderten zur Ruhestätte unserer Vorfahren dienende, am 30. Juni 1828 geschlossene Friedhof, der im Frühjahr 1847 als städtische Anlage und Promenade wieder geöffnet wurde. Es hatte einen eigentümlichen Reiz zwischen den verwitterten, versinkenden Grabsteinen und Kreuzen dieses in der Stadt

---

[1]) D., berufen 1835, geb. 3. Oktober 1804 in Frankfurt a. M.

liegenden Gottesackers und neben vergessenen Grabhügeln hinzugehen. Unter den Epitaphien aus dem Endedes vorigen Jahrhunderts sind gar manche noch heute eine Zierde der Anlage, so in dem wieder in Stand gesetzten Textorschen Familienbegräbnis die Ruhestätte der Frau Rat Goethe; dann fast versteckt hinter Baumwerk und Büschen das hohe steinerne Kruzifix[1]); davor der Grabstein des am 2. Dezember 1792 bei der Wiedereroberung Frankfurts an seiner Verwundung verstorbenen Prinzen Karl von Hessen-Philippsthal. Dicht dabei das von Cronstett-Hynspergsche Epitaphium mit den reichen Wappenschildern der dem Hause anverwandten Altfrankfurter Patriziergeschlechter. Ein weiteres ist das des Freiherrn Simon Moritz von Bethmann, des Wohlthäters der Armen. Und nicht fern davon, zur Linken des Eingangs von der Senckenbergstraße aus, unter der vereinzelten hohen Pappel schlummern die Vorfahren des Verfassers.

An die Vorbereitung zu meiner Konfirmation denke ich mit großer Befriedigung. Der Unterricht des würdigen Pfarrers Deichler fesselte mich mehr und mehr, und durch mein für alles Ernste empfängliches Gemüt war ich ihm, das fühlte ich, obschon er allen Katechumenen ein liebevoller Lehrer war, ein gerngesehener Schüler. Das von mir sorgfältig geschriebene Büchlein, welches die mit Lust gelernten 244 Bibelstellen enthält, bewahre ich als Andenken auf; trotz der großen Zahl kann ich die meisten noch auswendig. Am 21. Mai 1847 war meine Konfirmation; diese sowohl als auch die drei Prüfungen fanden, da die Peterskirche zu klein war, in der Katharinenkirche statt. Es waren festlich schöne Tage, die mich hoch erhoben. Ich weiß noch, an welcher Stelle ich bei der Erklärung des Gebetes „drankam", und wie meine liebe Mutter vor Freude strahlte, als ich mit lauter Stimme den Spruch aus der Bergpredigt sagte: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu, und bete

[1]) Jetzt versetzt.

zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich." Ich wurde mit meinem Schulkameraden aus dem Gymnasium, Robert Propach, eingesegnet; wir erhielten aus den Seligpreisungen den Spruch: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen". Diesen schrieb mir auch der teure Prediger „zum Andenken an den Tag der Konfirmation", mit seinem Namenszug in das Gesangbuch.

An Konfirmationsgeschenke, mit welchen man jetzt den Kindern den Tag zu erhöhen sucht, wurde mit Ausnahme der Uhr, die wir, um unseren Sinn an dem Tage nicht auf derartige Dinge zu richten, schon vorher bekamen, im Elternhause gar nicht gedacht. Dennoch bin ich nicht leer ausgegangen: Von Herrn Thomas empfing ich das neue Testament, das er mir, als ich auf Vaters Anordnung nach der Kirche zu ihm ging — er wußte, daß sein Freund ein ernstes Wort mit mir sprechen werde — „als das beste auf dem Lebensweg" mitgab.

Auch die Konfirmationskleider machten mich nicht eitel; es waren dieselben, welche Bruder Jean zwei Jahre vorher getragen hatte, also keineswegs mehr tadellos, und später trug sie noch Bruder Philipp. Wir fügten uns still der Eltern Entschluß. Darauf hatte uns die Mutter schon frühzeitig durch ähnliche Erinnerungen aus ihrer Kindheit vorbereitet: auch sie seien alle in einem und demselben Kleid konfirmiert worden, wobei freilich die älteste Schwester den Vorteil des Neuen und die jüngste den des Auftragens gehabt hätte. So war es auch bei uns.

Am Pfingstsonntage (d. 23. Mai) war der gemeinschaftliche erste Gang zum Tische des Herrn.

Der fernere Besuch des Gymnasiums wäre zwecklos gewesen: das Latein wollte mir nun einmal nicht in den Kopf trotz Privatstunden und redlicher Bemühungen meines lieben Lehrers, des noch unter uns weilenden Amtsgerichtsrats a. D.

Dr. jur. Belz[1]), damaligen Primaners, und so kam ich mit der Konfirmation heraus. Und was nun? Zu welchem Beruf hatte ich mich entschlossen? Zum Künstler? Nein, daran hatte niemand, selbst ich nicht, gedacht, sondern Kunstgärtner sollte ich werden. Also doch Künstler! Herr Thomas, des Hauses Ratgeber, der in meiner Freude und Geschicklichkeit im Garten einen Fingerzeig zu erkennen meinte, bestimmte den Vater dazu und erbot sich, mich zu Herrn Johann Anton Neder zu bringen, der außer seiner Kunstgärtnerei eine umfangreiche Baumschule auf dem Röderberg hatte, da, wo jetzt der Hanauer Bahnhof ist. Aber! aber! nur einen halben Tag ging ich dahin; es gefiel mir durchaus nicht, und der oft nur zu nachgiebige Vater willigte in meinen Wunsch, Maler zu werden, sofort ein. Unter seiner Leitung zeichnete ich den Sommer über, um zum Herbste in das Städelsche Kunstinstitut aufgenommen werden zu können.

„Die Leitung der Anstalt lag schon seit 1843 nicht mehr in den Händen des 1830 zum Direktor berufenen Veit. Es war nach dreizehnh Jahren gedeihlicher Thätigkeit eine plötzliche Wendung eingetreten, die sowohl im Interesse der Anstalt wie auch in dem des Künstlers aufrichtig beklagt werden mußte." Veit[2]) verließ jedoch Frankfurt nicht, sondern schlug sein Atelier im „Deutschordenshaus" auf, wohin ihm seine Schüler, der frühverstorbene Jung[3]), Lasinsky[4]), Lunteschütz[5]), Settegast[6]),

---

[1]) Joh. Andreas Benjamin Hermann B., geb. 30. Oktober 1829 dahier, Rechtsanwalt seit 24. Oktober 1851.

[2]) Veit wohnte an der „schönen Aussicht", Eck der Langestraße Nr. 1 im dritten Stock des Stiftungshauses der Familie Königswarter. Auf demselben Flur Felix Mendelssohn-Bartholdy.

[3]) Jacob J., geb. in Frankfurt a. M. 12. September 1819, gest. 29. Juni 1844 ebenda.

[4]) Johann Adolf L., geb. 16. Oktober 1808 in Simmern auf dem Hunsrück, gest. 6. September 1871 in Düsseldorf.

[5]) Jules L., geb. 5. März 1822 zu Besançon, gest. 20. März 1893 in Frankfurt a. M.

[6]) Joseph S., geb. 8. Februar 1813 in Koblenz, gest. 19. März 1890 in Mainz.



Die alte Judengasse.



Nr. 103 JOH. FRIEDR. HOFF

sein späterer Schwiegersohn, und Alfred Rethel folgten; auch mancher Gesinnungsgenosse wie Ballenberger[1]), von Stralendorff[2]), Eduard Steinle[3]) und Pose[4]), schloß sich ihm an[5]). Das war ein reges Leben drüben in Sachsenhausen, viele der Kaiserbilder für den großen Römersaal erstanden da[6]). Und als Moritz von Schwind[7]), von der Administration „veranlaßt", das von ihr bestellte Bild „der Sängerkrieg auf der Wartburg" im Städel zu malen, von Karlsruhe hierher übersiedelte, da war ein frischer Künstlerborn für den Kreis erschlossen, und manche Idee tauchte auf, zu deren Ausführung sie der Stadt die Hand boten: Veit, Schwind und Rethel wünschten, die Römerhallen mit Bildern aus dem Leben Karls

---

[1]) Karl B., geb. 28. Juli 1800 in Ansbach, gest. 21. September 1860 in Frankfurt a. M.

[2]) Karl v. St., geb. 14. Mai 1811 in Möring bei Göttingen, gest. 6. Juli 1859 in Frankfurt a. M.

[3]) Eduard v. St., geb. 2. Juli 1810 in Wien, gest. 18. September 1886 in Frankfurt a. M.

[4]) Eduard P., geb. 9. Juli 1812 in Düsseldorf, gest. 14. März 1878 in Frankfurt a. M.

[5]) Andreas Achenbach, der 1836 mit Pose vor der Cholera von München nach Frankfurt a. Main flüchtete, wo er den im Städel befindlichen Seesturm malte, war schon nach Düsseldorf gegangen. A., geb. 29. September 1815 in Kassel.

[6]) Veit: Karl der Große, Otto der Große, Friedrich II., Heinrich VII.; Rethel: Philipp v. Schwaben, Maximilian I., Karl V., Maximilian II.; Steinle: Albrecht I., Ferdinand III.; Binder: Albrecht II.; Ballenberger: Konrad I., Ludwig der Bayer, Günther von Schwarzburg, Ruprecht von der Pfalz; Lasinsky: Rudolph von Habsburg; Settegast: Otto III.; Oppenheimer: Otto IV., Joseph II.; Zwecker: Heinrich I., Heinrich VI. u. a. m. Von der Hand des Frankfurter Malers Fellner entstanden in Stuttgart: Konrad III. und Friedrich d. Schöne.

[7]) M. v. S., geb. 21. Januar 1804 in Wien, gest. 8. Februar 1871 in München. An der Bockenheimer Anlage baute er sich das Haus Nr. 3, woran oben die nach seinen Zeichnungen ausgeführten Reliefs, Kindergestalten, die Jahreszeiten vorstellend, angebracht sind. Zu jener Zeit entstanden von ihm: Bacchantentanz (Aquarell); der Eremit, der Elfenreigen und Ritter Kuno von Falkenstein (Ölgemälde).

des Großen al fresko zu zieren; doch ihr Antrag wurde der Kosten wegen von dem Senat abgelehnt. Welcher Schmuck wäre das aus den Händen solcher Meister geworden!

Ihre geselligen Zusammenkünfte hatte die Malerkolonie aus dem Deutschordenshaus und deren Freunde[1]) im „Stift" in der großen Fischergasse, einer der ältesten Weinwirtschaften, noch aus dem Jahre 1423 stammend. Ballenberger hatte sogar viele Jahrzehnte seine Wohnung im „Stift"; ja König Ludwig I., in dessen Auftrag er „Ludwig den Bayer" für den Kaisersaal malte, besuchte ihn da in seiner hochgelegenen Stube.

Von den Stammtischunterhaltungen jener Tage hat sich eine der köstlichsten erhalten, die Schwind zum Besten gab, als 1846 die Administration des Städelschen Kunstinstituts Lessing[2]) die erledigte Direktorenstelle, die Kaulbach in München abgelehnt, antrug: „Laßt's mi nur mach'n, i will scho d'für sorg'n, daß der Lessing Frankfurt bald satt hat: Z'erst soll er von den „Rethel"n befallen werden; hilft dös nix, ei, so muß er den „Veit"sdanz krieg'n; ist auch dös no nit g'nu, dann mag er a weng mit „Steinle" geplagt sein und z'letzt no an der „Schwind"sucht z'Grund geh'n."

Passavant, der sich durch sein Werk „Rafael von Urbino" großes Verdienst erworben, war seit 1840 Inspektor. Unter ihm begann ich im Gipssaal nach der Antike zu zeichnen. Außer den Köpfen und Statuen befand sich ein Karton von Steinle nach Michelangelos Prophet Jesaias in dem Saal. Er sollte uns ein Vorbild sein.

Blutjung kam ich in die Gesellschaft angehender Kunstjünger. An einige Mitschüler denke ich gern: Steinhäusli[3]), einen Schweizer, der 1847 als Offizier wegen der in Neuen-

---

[1]) Obenan Rethels fördernder Freund, Prof. Joh. Daniel Hechtel am Gymnasium, geb. 30. Nov. 1808 dahier, gest. 28. Dez. 1870 ebenda.

[2]) Karl Friedrich L., geb. 15. Februar 1808 in Breslau, gest. 5. Juni 1880 in Karlsruhe.

[3]) Karl S., geb. 25. April 1827 in Bern.

burg ausgebrochenen Wirren in sein Vaterland eilte, May[1]) aus Niederrad, der dann Lithograph wurde, und Förster aus Amerika, der, weitaus der älteste, sich vorgenommen hatte, so lange im Gipssaal zu bleiben, bis er alle Antiken gezeichnet hätte, was er auch ausführte. Noch nenne ich den späterhin allbekannten, im „Liederkranz" beliebten August Humbert[2]). Zu Ansehen ist nur Georg Wecker[3]), der nachmalige Schüler Steinles, gelangt.

Täglich kam Passavant zum Corigieren, was nicht ohne eine gewisse Ängstlichkeit geschah. Wunderlich war es, wie oft er beim Vergleichen der gegenseitigen Verhältnisse ganz unmotiviert das Wort „hingegen" anwandte. Das hörte sich zu komisch an. Er hatte es gern, wenn man recht oft als Zeichen, daß man ihn verstanden, „ja" sagte, je öfter, je lieber, was dem freundlichen, würdigen, schon durch seine Erscheinung Achtung gebietenden Manne gegenüber von der ausgelassenen Schar nicht selten mißbraucht wurde.

Manches Spaßhafte kam vor: einer zeichnete die Venus von Medici, aber so jammervoll, daß Passavant in seiner bei Verlegenheitsfällen etwas stotternden Sprache nur zu sagen wußte: „Da da das ist gar keine Venus; das is e Fuldern!"

Passavant hatte den Institutsgarten zu seiner Benutzung. Eines Tages trat er zu uns herein und beschwerte sich bitter, seine schönsten Trauben seien ihm genommen worden. Man erwiderte ihm: „Herr Inspektor, das werden wohl die Schwarzamseln und die Spatzen gewesen sein!" „Ja, ja, ja, die die zweibeinige Spatze!"

---

[1]) Karl Ludwig M., geb. 11. April 1829 in Niederrad, gest. ebenda.

[2]) A. H., geb. 7. Mai 1827 in Frankfurt a. M., gest. 11. April 1898 ebenda.

[3]) G. W., geb. 9. November 1830 in Frankfurt a. M., gest. 9. September 1887 ebenda. Wer erinnert sich nicht mit Freude seiner drei großen, figurenreichen Aquarelle: Dorf, Stadt und Schloß? Und des vortrefflichen Landschaftscyklus „die Jahreszeiten" (ebenfalls Aquarelle), worin er die vier Lebensalter darstellte?

Mir ging es bei dem Zeichnen von Gipsköpfen und Statuen herzlich schlecht! Noch weiß ich mich zu erinnern, daß, als ich den tanzenden Faun zeichnete, dieser mir nun den Eindruck machte, als lache er noch mehr, und zwar über sein mißlungenes Konterfei. Und der Laokoon hatte auf meiner Darstellung, wenigstens den Gesichtszügen nach, noch mehr Schmerzen auszustehen. Das Zeichnen nach diesen herrlichen Vorbildern sprach mich wenig an; dafür war mein Sinn nicht geschaffen. Ich war wohl der schwächste von allen. Das Mangelhafte meiner Arbeiten brachte mir unsagbaren Spott. Es war ja auch kein richtiges Beginnen, die Antike zum Gegenstand schwacher Anfangsübungen zu wählen.

In der Malklasse, dem sogenannten Kopfmodell, der Abteilung, wo das Zeichnen und Malen nach der Natur begann, waren als Schüler von Professor Jacob Becker[1]): der später als Präsident der Royal Academy in London zum Lord emporgestiegene Frederik Leighton[2]); der Schweizer Wilhelm Füeßli[3]); Philipp Winterwerb[4]) aus Braubach a. Rh. und vor allen Viktor Müller[5]) von hier, strebsame Menschen, aus welchen etwas Tüchtiges geworden ist.

In dem Schüler-Atelier No. 14 waren zusammen die Landschafter Jacob Maurer[6]), Fritz Hartmann[7]), nach

[1]) J. B., geb. 15. März 1810 in Dittelsheim bei Worms, gest. 28. Dezember 1872 dahier.

[2]) F. L., geb. 3. Dezember 1830 in Scarborough in Yorkshire, gest. 25. Januar 1896 in London, dessen wundervolle, große Zeichnung „der beckenschlagende tanzende Faun" bei uns im Gipssaal stand.

[3]) W. F., geb. 1830 in Zürich.

[4]) P. W., geb. 30. Juni 1827, gest. 5. Januar 1873 dahier.

[5]) V. M., geb. 29. März 1830 dahier, gest. 21. Dezember 1871 in München. Die von ihm für die ehemalige Villa Reiß ausgeführten Bilder aus der Geschichte Cronbergs sind ein Beweis seines eminenten Könnens in lebendiger, edler Darstellung und „dem feinsten, an Holbein erinnernden Kolorit." Sie stellen vor den Abschied Ritter Hartmanns von Cronberg und seinen Aufenthalt bei Oekolampadius in Basel.

[6]) J. M., geb. 19. Dezember 1826 in Obereschbach (Oberhessen), gest. 2. Mai 1887 in Cronberg i. T.

[7]) F. H., geb. 1822 in Frankfurt a. M. Wurde Photograph und ging nach Basel.

dessen Weggang Adolph Schreyer[1]) eintrat, Peter Becker[2]) und der Genremaler Ernst Schalck[3]), der seinem Namen nach beiden Richtungen entsprach.

Eine Scene, welche sich zwischen den beiden letztgenannten in dem gemeinsamen Atelier zutrug, soll nicht in Vergessenheit kommen. Becker, der stets Albrecht Dürer hochhielt, wurde damit seinem Genossen Schalck, der keinen Sinn für die Kunst dieses Altmeisters zeigte, lästig, so daß dieser ihm einstmals während Beckers Abwesenheit auf seine Arbeit, eine Kopie nach Dürer, schrieb:

„Zum Brechen wird mir er,
Der schlecht' Albrecht Dürer.
Der dies copiert, verreck' er,
Merk' er dies, Peter Becker.
Ernst Schalck."

Als Becker Schalcks Erguß las, lief ihm die Laus über die Leber; er ging in dessen Abteilung und schrieb unter die dastehende Arbeit:[4])

„Wer bei solcher Arbeit ist so verblend't,
Daß er die Kunst des Dürer schänd't,
Sich bricht, wenn er nur den Dürer schmeckt,
Der ist schon für die Kunst verreckt!
Peter Becker."

In einem anderen Atelier studierten der jetzt noch in voller Kraft unter uns weilende Professor der Anstalt, Heinrich Hasselhorst[5]), dann Dominic Mosler[6]) und Christian Stortz[7]),

---

[1]) Professor A. S., geb. 9. Juli 1828 dahier, gest. 29. Juli 1899 in Cronberg i. T. Der „später berühmte, ja weltberühmte Pferdemaler."

[2]) Professor P. B., geb. 10. November 1828 dahier.

[3]) E. S., geb. 8. März 1827 dahier, gest. 23. August 1865 ebenda.

[4]) Landleute auf einer Fähre.

[5]) H. H., geb. 4. April 1825 dahier.

[6]) D. M., geb. 1823 in Düsseldorf.

[7]) Philipp Ch. S., geb. 28. Januar 1826 dahier.

der Photograph wurde, nach Manchester ging und sein Glück machte.

Von Hermann Collischonn[1]) und Otto Donner[2]), die nach München zu Schwind gegangen waren, sah man die Einzelfigur „Tilly vor Magdeburg“ (von Collischonn), und „die Lützower an der Leiche Theodor Körners im Hirtenhäuschen zu Wöbbelin“ (von Donner), jetzt im Körner-Museum in Dresden, ein interessantes Bild.

Dieser Schülerkreis kennzeichnete Beckers Glanzperiode; denn es wurde in Wahrheit etwas geleistet. Er selbst, der Professor, malte damals „die Heimkehr aus der Kirche“ und die in der Galerie zu Wiesbaden befindlichen Gemälde „Abend am Brunuen“ und „der heimkehrende Krieger am Grabe seiner Eltern“, Bilder voller Innigkeit, welche uns den Meister in seinem gediegenen Können zeigen.

Noch sind der Landschafter Heinrich Funk[3]), Adolf Schröder[4]), Karl Bennert[5]) und Eduard von Steinle zu nennen, welch letzterer 1848 nach „Austreibung der Künstlerkolonie aus dem zur Kaserne gewordenen deutschen Hause“ ein Atelier im Städelschen Kunstinstitut bezog und bald darauf (1850) Lehrer der Historienmalerei in der Anstalt wurde. Von seinen vielen Meisterwerken nenne ich die Seligpreisungen, Aquarelle zu den Freskogemälden in der Schloßkapelle der Burg Rheineck, im Besitz des Städelschen Kunstinstituts.

Auch bei den Bildhauern war frisches Leben. Der Lehrer, der gutherzige Schwabe Professor Zwerger, fertigte sein Hauptwerk, den in Marmor ausgeführten lebensgroßen gekreuzigten

[1]) H. C., geb. 1. September 1826 dahier.

[2]) Professor Donner von Richter, geb. 10. Mai 1828 dahier.

[3]) H. F., geb. 1809 zu Herford in Westfalen, gest. 1877 in Stuttgart.

[4]) Auch A. S. hielt sich hier auf und gab 1848 seine Karrikaturen des Parlamentsphilistertums heraus. S., geb. 28. Juni 1805 in Schwerdt in der Ukermark, gest. 9. Dezember 1875 in Karlsruhe.

[5]) K. B., geb. 24. Dez. 1815 in Dortmund, gest. 1885 (?) in der Schweiz.

Christus, für das Mausoleum der Gräfin von Reichenbach-Lessonitz, Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, auf dem hiesigen Friedhof. Zwergers Schüler waren Dick, French, Keller, Knabenschuh, Heinrich Petry[1]) und der vielversprechende Mohr[2]), der seinen löwenführenden Amor modellierte. Auf der Terrasse des Institutsgartens standen bis zu deren Aufstellung auf dem Roßmarkt (1858) die drei Hauptfiguren des Gutenbergdenkmals von Launitz[3]), Gutenberg, Schöffer und Fust. Beim Professor Schäffer, der die Madonna della Sedia stach, war nur noch sein früherer Schüler Karl Kappes; er stach Steinles „Müller Radlauf".

Und endlich in dem Architektensaal bei dem geistreichen Professor Hessemer arbeiteten Rumpf[4]) und sein „Lieblingsschüler", der Steinmetz Greiß[5]), der seinem Lehrer bei der Ausführung des obengenannten Mausoleums große Dienste leistete. Otto Cornill[6]) ging gerade nach Italien und wurde Maler. Diesem folgten bald als Stipendiaten des Städelschen Kunstinstituts Wilhelm Ludwig[7]) und Conrad Hert[8]), welch letzterer auf der Reise nach Rom in Venedig am 8. Oktober 1850 starb.

---

[1]) H. P., geb. 10. Juni 1832 in Frankfurt a. M., der Bildner des Kirchner-Denkmals.

[2]) Johannes Matthäus M., geb. 30. Mai 1831 in Frankfurt a. M.

[3]) Eduard Schmidt von der Launitz, geb. 23. November 1797 in Grobin in Kurland, gest. 12. Dezember 1869 in Frankfurt a. M. Sein damals ideales Haus mit der Bildhauerwerkstätte, in italienischer Bauart, mit weinumsponnener Laube auf dem Dache, steht in der neuen Schlesingergasse Nr. 14. Hier entstanden die Meisterwerke: das Guiolett-Denkmal, und von den Kolossalfiguren an der alten Börse (nach dem Paulsplatz zu) die Figuren Australien, Land- und Seehandel.

[4]) Ludwig Daniel Philipp R., geb. 27. Dezember 1831 in Frankfurt a. M., gest. 11. April 1859 in Rom, Sohn des Architekten Friedrich R., Erbauers des am 1. Juli 1828 eröffneten neuen Friedhofs, geb. 1. März 1795 dahier, gest. 16. März 1867 ebenda.

[5]) Carl Gustav G., geb. 2. Juni 1825 dahier, gest. 16. August 1896 ebenda.

[6]) O. C., geb. 1. Februar 1824 dahier, der verdienstvolle Direktor unseres historischen Museums.

[7]) Friedrich W. L., geb. 19. Februar 1828 dahier.

[8]) Johann C. Aloysius H, geb. 1. März 1828 dahier.

Das Kunstleben im Städel war zu jener Zeit, außer da, wo wir Anfänger waren, ein rühriges; wer etwas lernen wollte, hatte dazu Gelegenheit. Der Kunstverein, der sich damals noch in einem der Galeriesäle befand, bot wegen der zumeist in Frankfurt entstandenen Bilder viel Anziehung, wie denn auch die Galerie oft von uns besucht wurde. Auch die Bibliothek benutzte man; da waltete der alte, stille Nicolaus Peroux[1]), Overbecks erster Lehrer, welcher jeden, der ein Buch aus den oberen Regalen verlangte, bat, doch lieber ein anderes, ihm leichter erreichbares zu nehmen, denn auf die Leiter dürfe er sich nicht mehr wagen. Das allwöchentliche Beschauen von Kupferstichen wurde regelmäßig durchgeführt; an diesen Abenden hatte der würdige Administrator Cornill[2]), „der bekannte Albrecht Dürer-Sammler", den Vorsitz. Es war in den Galerie sälenan den grünen Tischen ein anregendes Zusammensein.

Das „tolle" Jahr 1848 mit seinen wechselnden Eindrücken bleibt mir unvergeßlich. Große Bewegung brachten die Märztage in die freie Reichsstadt. Schon Samstag Abend den 4. März brodelte heftige Erregung unter dem Volk, das Kopf an Kopf auf dem Römerberg stand, vom Senate seine Rechte, Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalversammlung, fordernd. Die vor dem Römer aufgestellte Bürgerwehr konnte die Behörde nicht schützen; vom Volke gezwungen, mußte sie abziehen, ohne etwas erreicht zu haben. Erst als Turnwart Port, der hier viel galt, an einem Fenster des Kaisersaales erschien, mit weithin schallender Stimme die tobende Menge um Gehör bat und sie zum Vertrauen auf die Obrigkeit aufforderte, die gewiß die weitgehendsten Wünsche bewilligen werde, gab es allmählich Ruhe.

Der folgende Tag brachte neues, nicht gekanntes Treiben in die sonst so friedliche Mainstadt: auf dem Römerberg

[1]) N. P., geb. 26. Juni 1771 in Ludwigsburg, gest. 12. Januar 1849 dahier.

[2]) Heinrich Anton Cornill d'Orville, geb. 25. April 1790 in Frankfurt a. M., gest. 10. Dezember 1875 ebenda.

und Paulsplatz, wo zum Schutze des Rathauses nun das Linienmilitär aufgestellt war, sah es bunt, fast kriegerisch aus! Die Bürgerschaft vor den Thoren, mit ihr Jung und Alt, trat unter die Waffen; ein jeder wollte zur Aufrechthaltung der Ordnung etwas thun. Auch wir Brüder gingen mit dem Vater zum Büchsenmacher Zimmermann in die alte Taubstummenanstalt[1]) an der Eckenheimer Landstraße gegenüber der eisernen Hand, um Gewehre zu erhalten. Die meisten von diesen hatten noch Feuersteinschlösser, waren mit oder ohne Ladestock und Bajonett, und ergaben einen Mischmasch von Bewaffnung, der lächerlich anzusehen war. In dem Gartenhause des Kaufmannes J. G. B. Trost (dem jetzigen Scheffeleck) war das Hauptquartier; auch hatte der äußerst gütige Herr zur Erquickung der Mannschaft ein Faß selbstgekelterten vorzüglichen Äpfelweins aus dem Jahre 1846 zur Verfügung gestellt. Was da getrunken wurde, ist schier unglaublich. Viele kamen dem köstlichen Naß zu lieb, um eine neue Kriegsgeschichte zu verkünden, welche sich beim Patrouillieren zugetragen haben sollte. Es hatte sich aber von wirklicher Bedeutung nur ein Fall ereignet, der allerdings Unheil hätte anrichten können: in dem Wachtlokal entlud sich nämlich infolge unvorsichtigen Gebahrens ein Gewehr, dessen Kugel durch die Decke in das Bett der Hausbesitzerin drang.

Das Zusammensein der Bürgerwehr nahm von Tag zu Tag an Gemütlichkeit zu, sodaß sich sogar mein Vater auf allgemeinen Wunsch entschloß, alle zu porträtieren; es waren wohl an dreißig Köpfe auf einem Blatt. Schließlich wurde die ernst begonnene Sache durch ein Gedicht ins Lächerliche gezogen. Das währte mehrere Wochen, etwa bis zum Einzug der Volksvertreter, der Eröffnung des Vorparlaments in der Paulskirche, am 31. März[2]). Frankfurt wurde der

[1]) Die älteste, jetzt der Garten des Hauses Nr. 21, wurde 1900, die spätere, 1841 entstandene, 1901 für den Neubau der Musterschule niedergelegt.

[2]) Eröffnung der deutschen Nationalversammlung am 18. Mai 1848.

Mittelpunkt des politischen Lebens in Deutschland. Schon wehte auf dem Bundespalais die schwarz-rot-goldene Fahne; ja jedermann mußte die deutsche Kokarde tragen! Wehe dem, der dies unterließ, er hätte sich selbst als Feind der goldenen Freiheit gekennzeichnet. Das herrlichste Wetter begünstigte die historischen Tage, lichter Sonnenschein lag über Stadt und Land!

Und nun die Begeisterung der gesamten Bürgerschaft, als der Senat die Aufforderung ergehen ließ, die Stadt zum Empfang der Gäste zu schmücken! So etwas ist ihr nicht wieder zu teil geworden, auch nicht 1859 beim Schiller- und 1862 bei dem ersten deutschen Schützenfeste, ja nicht einmal bei der Rückkehr der Krieger aus Frankreich 1871. Zu allen Thoren der Stadt kamen lange Wagenzüge, hochbeladen mit Tannenreisig herein. Hunderte zogen selbst in den Stadtwald und holten ungestraft, was sie brauchten. Vor den Hausthüren saßen die Frauen und Mädchen und wanden Kränze und Guirlanden. Bis in die kleinsten Gäßchen hinein war kein Haus vergessen, in manchen Straßen sah man den Himmel nicht vor Fahnen. Die Fahrgasse bildete Laube an Laube, in welchen gezecht wurde. Die Mainbrücke war zu einem Bogengang überwölbt und Sachsenhausen in einen förmlichen Wald umgewandelt. Von aller Mund ertönte das „Schleswig-Holstein, meerumschlungen!" Unaufhörlich knallten die Büchsen; jeder konnte machen und machte auch, was er wollte: eine Ungebundenheit der tollsten Art! Die Polizei erhob keinen Widerspruch: das schien die ersehnte Freiheit!

In solchem Treiben trat ich zum zweitenmal in die Lehre als Gärtner. Es regte sich wieder die mir angeborene Freude an der Natur, die alte Lust an unserem Garten: ich mußte wieder hinein und arbeiten, und da die Einsicht in mir gereift war, daß im „Städel" nicht mein rechter Platz sei, gab ich kurz entschlossen die Kunst auf und kam zum Kunstgärtner Bock in Sachsenhausen in der Schifferstraße, ein großes, schönes Geschäft mit vielen Gewächshäusern und Mistbeetanlagen.

Mit Unmut ging ich oft den weiten Weg von der eisernen Hand durch die in ihrem Festschmuck immer herrlicher aussehende Stadt, über die Brücke, dem Schaumainthore hinaus, zu meinem Meister. Alles war so glücklich und konnte die unvergleichlichen Tage genießen, und ich mußte da hinüber und Frondienste thun, wozu jeder Handlanger getaugt hätte. Es war eine große Hitze, sodaß viel gegossen werden mußte. Den ganzen Tag hatten wir Lehrlinge — außer mir waren es die heute wohlstehenden Kunstgärtner Berckmann und Knöffel — auf der Pumpstation zu thun. Vom Pfarrturm sahen wir die Riesenfahne wehen, und aus der nahen Dreikönigsschule hörten wir die Buben unter Leitung ihres Lehrers — man traute kaum seinen Ohren — ein merkwürdiges Lied, „das Attentat", aus den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten" brüllen.

Eines Abends bekam ich zu meiner Überraschung den Auftrag, das Standbild Karls des Großen auf der Brücke zu schmücken: Haupt, Schwert und Reichsapfel waren zu bekränzen. Kein geringer Stolz erfüllte mich, als ich mit Guirlanden ausstaffiert durch Sachsenhausens Gassen der Brücke zuschritt, mich aufs Denkmal schwang und dem Kaiser seinen Schmuck anlegte; lauter Jubel der unzähligen mir zusehenden Menschen ertönte, sodaß ich beinahe glaubte, er gelte mir. Noch nach Jahrzehnten — ich war schon längst verheiratet, ja ich konnte es meinen Kindern zeigen — hing der Draht des Kranzes am Reichsschwert; da gedachte ich jener Stunde und pries mich glücklich, daß ich doch noch ein besseres Los, als es mir damals zu blühen schien, errungen hatte.

Die Illumination der Stadt bot einen prächtigen Anblick, denn alle Häuserfronten waren bis zu den Giebeln hinauf mit bunten Lämpchen geschmückt; die leerausgehenden Fenster sollten eingeworfen werden. Hunderte von Transparenten waren zu sehen, viele nicht ohne Wert, daneben aber auch Sprüche, von denen man manche heute nicht einmal andeuten, geschweige citieren

könnte. Der Jubel in der Stadt war ein ganz unbeschreiblicher. Jeder einzelne Bürger war sozusagen „vierspännig ausgefahren", keiner wollte zurückbleiben.

Ich war also in dieser Lehre nicht allzu freudig. Ich wurde zu allen möglichen Dingen benutzt, die mir durchaus nicht angenehm waren: das Fahren mit dem Schubkarren über die Brücke war mir z. B., wenn mich meine Kameraden aus dem Gymnasium sahen, höchst peinlich; doch mußte ich es thun und stellte meinen „Marktschatz" zur Zufriedenheit meiner Meisterin auf der Treppe der ehemaligen Schwanenapotheke am Römerberg auf. Die Meisterin war eine gute Frau, er dagegen brutal gegen jeden Untergebenen. Die Hauptzeit des Tages brachte er — er war ungemein fleißig — in den Warm- und Vermehrungshäusern zu, welch' letztere mit der deutlichen Aufschrift „Verbotener Eingang" versehen waren; selbst wir Lehrlinge durften nicht hinein. Von hier aus dirigierte er sein Geschäft, denn alles konnte er von da beobachten. Da ertönte oft wie aus der Unterwelt sein barscher Kommandoruf, wenn die Sonne stieg: „Flach, zwerch, hoch Luft stellen (an den Mistbeeten)!" Ob man da flog und es verrichtete! Da gab es kein warum? Er wollte uns zeigen, daß er stets auf dem Lugaus stehe.

Bruder Philipps[1]) Konfirmation machte dieser zweiten Lehrzeit ein Ende. Ich frug den Meister, ob ich an dem für unsere Familie festlichen Tage aus dem Geschäft bleiben dürfe. Seine Erwiderung war, wenn ich recht fleißig sei. Er trug mir auf, Mistbeete von Unkraut zu reinigen. Ich hielt mich daran, um ihn zufriedenzustellen. Er kam, war aber wie gewöhnlich unzufrieden, nahm eine Prise und sagte: „Das

---

[1]) Philipp entschloß sich zur Bildhauerei und trat in das Städelsche Kunstinstitut; so war sein Wunsch, den er dem Vater schon als noch nicht siebenjähriges Kind bei Betrachtung des Gutenbergdenkmals 1840 ausgesprochen und wozu ihn dieser ermuntert hatte, erfüllt.

geht aber langsam, da sieht's für das Freigeben schlimm aus." Ich erwiderte ihm, das sei eine böse Arbeit mit den Brennnesseln. Darauf diente er mir mit einem unanständigen Wort. Ich meinte: „Die gehen vielleicht noch böser!" Darüber aufgebracht, griff er nach einem Lattenstück, um mich zu züchtigen. Ich jedoch lief über die Mistbeetanlagen, wobei ich — es war nicht zu vermeiden — die Fensterscheiben krachend und klirrend eintrat, sofort dem Thore hinaus und kehrte nicht wieder. Der Vater mußte den Schaden ersetzen.

Ich kam, da ich noch immer Freude an der Gärtnerei hatte, zu einem dritten Meister in die Lehre, und zwar zu Karl Müller am „steinernen Kreuz" an der Eschenheimer Chaussee, einem freundlichen, tüchtigen Mann, welcher seiner Zeit Vaters Garten angelegt hatte. Hier fühlte ich mich im Ganzen wohl und hielt es — drei Monate aus, länger nicht. Für die Meisterin, eine allerdings brave Frau, Tochter unseres früheren Nachbarn, des Seilermeisters Mohr auf der Seilerstraße, mußte ich wie beim Meister Bock auf den Markt fahren und dort sogar den von ihr geordneten Marktschatz verkaufen; als die Frühkartoffeln reif waren, fuhr ich schwere Ladungen dahin. Die Sachsenhäuserinnen kauften gerne bei mir und hatten ihre Freude an meinem Handelstalent. Ich stand an der alten Börse neben dem späteren Zahnarzt Hofrat Dr. Rottenstein, der bei Gärtner Grüneberg, da wo die jetzige Blumenstraße ist, lernte. Wir beide sahen allmählich ein, daß wir für unseren gegenwärtigen Beruf nicht paßten. Auch war es uns recht fatal, wenn ein Bekannter nicht ohne Lächeln vorbeiging, sodaß wir oft in solcher Lage in die Börse schlüpften. Einmal lief ich sogar ins Parlament in die Paulskirche; ich wollte doch auch sehen, was da getrieben wurde. Und wahrlich, ich erhaschte einen großen Moment! Ich sah von der Galerie auf die Reihen berühmter Männer herab, unter welchen ich den feurigen Ernst Moritz Arndt, den Schwaben Uhland, den Turnvater Otto Jahn im langen weißen Bart, Robert Blum, Raveaux und Jacoby von Königs-

berg erkannte[1]). Fürst Lichnowsky, der unbeliebte Abgeordnete, betrat gerade die Rednerbühne. Ein furchtbarer Tumult entstand auf der äußersten Linken und im Zuhörerraum, als er den frivolen Ausspruch that: „Laßt uns das Volk mit Füßen treten!“ Nach diesem dem Volke entgegengeschleuderten Hohn kam er trotz der Glocke des Präsidenten von Gagern nicht mehr zu Wort.

Meine Meisterin ging leider in ihren Forderungen immer weiter. Eines Morgens mußte ich eine Matratze auf dem Kopfe in die Stadt zu Dr. Rüppel auf die Hochstraße tragen. Das war mir denn doch zu viel, und ich machte, nachdem ich dieselbe abgeliefert, auch dieser meiner dritten Lehrstelle ein Ende. Jetzt sagte ich der Gärtnerei für immer Valet und kehrte wieder zur Kunst zurück.

Waren das keine Irrwege?

Im politischen Leben folgten sich unterdessen Schlag auf Schlag Ereignisse von Bedeutung. Am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von Oesterreich zum Reichsverweser[2]) gewählt, sein Einzug in Frankfurt und in sein Palais auf der großen Eschenheimer Gasse, das Mühlenssche Haus (den jetzigen alten Bürgerverein), erfolgte am 11. Juli. Tumulte waren an der Tagesordnung; ja, es kam am 7. Juli zu einem Zusammenstoß zwischen Volk und Linienmilitär im deutschen Haus. Dann folgte der Abmarsch unserer Stadtsoldaten nach Schleswig-Holstein unter Führung des Obersten Busch am 19. August[3]).

Der Sommer 1848 ging zu Ende, die Aufregung in der Stadt wurde infolge des am 26. August zwischen Deutschland, Dänemark und Schleswig-Holstein auf sieben Monate ab-

---

[1]) Die Bildnisse der meisten dieser Männer waren in schönen Lithographieen von Hasselhorst, Winterwerb u. a. gefertigt bei Jügel ausgestellt.

[2]) Bennert malte den Reichsverweser für den Kaisersaal, angethan mit schwarzem Anzug (jetzt im historischen Museum).

[3]) Sie kehrten am 13. Dezember desselben Jahres zurück.

geschlossenen Waffenstillstandes zu Malmö eine immer drohendere; im Parlament waren die Parteien so scharf aneinander geraten, daß es nur noch eines Funkens bedurfte, um das Pulverfaß zu entzünden. Dazu war der 17. September (ein Sonntag Nachmittag) ausersehen. Auf der Pfingstweide, dem jetzigen Zoologischen Garten, war unter den großen Linden eine Volksversammlung anberaumt. Eine ungeheure Menschenmasse war von Stadt und Land zusammengeströmt. Man kann heute nicht verstehen, wie die Polizei das freie Reden gestattete; ohne jegliche Behinderung sprach jeder, was er wollte.

Da war vor allem ein gewisser Metternich aus Mainz, ein großer, schöner Mann mit mächtigem Bart und breitkrämpigem Hut. Er wußte mit beredter Zunge das Volk zu begeistern, das ihn mit endlosem Beifallssturm lohnte. Die Stelle, wo dieser Schwätzer auf einem der steinernen Tische stand, bildet die Ecke des Zoologischen Gartens nach der Hanauer Landstraße zu. Noch höre ich ihn — denn ich war natürlich auch hingeeilt —, wie er in seiner Tollheit schrie: „Aus ihren Leibern laßt uns Barrikaden bauen!" Das Wort zündete, und damit war die Entscheidung für den kommenden Tag, den 18. September, getroffen. Er selbst, der brutale und doch feige Mensch, drückte sich, als er merkte, daß die Sache nicht den gewünschten Verlauf nahm, bei Zeiten aus der Stadt.

Ich war am Vormittag des 18. September zum Zeichnen an die Friedberger Warte gegangen. In Haufen zog das Volk in die Stadt. Als ich aufbrach und heimging, da war schon starke Bewegung in den Straßen. Der Vater wußte nicht, wie gefährlich es aussah; sonst hätte er uns sicher nicht fortgelassen, unsere Neugierde zu befriedigen.

Auf der Friedberger Gasse, an der jetzigen Engelapotheke, bauten sie eine Barrikade; ich sah, wie sie aus der „Karthaune" die Güterwagen herausfuhren und zu ihrem Bollwerk benutzten. Das Straßenpflaster wurde aufgerissen und die Wagen damit

angefüllt. Weiter ging es die Friedberger Gasse hinunter; auch da war ein Riesenaufbau an der Allerheiligen-Gasse, dicht an der Löwenapotheke, errichtet. Die Soldaten an der nahen Konstabler-Wache mußten dem Treiben ruhig zusehen; ihre Macht war zu gering. Wiederum war eine Barrikade an der ehemaligen Einhornapotheke am Eck der äußerst engen Trierschen Gasse erbaut; man schien es auf dies Viertel besonders abgesehen zu haben. Schon mußte man sich durchwinden, um nach Hause zu kommen. Über die Friedberger Gasse war es nicht mehr möglich, also zurück über die Schäfergasse, die Altegasse hinauf, wo auf der Bleichstraße, an dem jetzigen Petersthor, ebenfalls ein Wall aufgeworfen war. Man lief die Bleichstraße hinunter dem Friedberger Thore zu. Eile war nötig; denn schon vernahm man einzelne Schüsse aus der Innenstadt, und das Gerücht, die Oesterreicher und Preußen aus Mainz, sowie die Artillerie von Darmstadt seien im Anzug, trug zum Heimkommen nicht wenig bei.

Draußen an unserer eisernen Hand war es noch still. Plötzlich erscholl heftiges Salvenfeuer: an der Bleichstraße war der Kampf entbrannt. Ein schweres Stück Arbeit für das Militär; denn die Insurgenten waren zahlreich und schossen vorzüglich. In nächster Nähe des Kampfplatzes, auf der Altegasse No. 38, wohnte Vaters Schwester, Tante Donner. Sie war mit den Ihren in größter Lebensgefahr, da sich gerade in diesem Hause die Insurgenten festgesetzt und dasselbe zur Verteidigung der gegenüberliegenden Barrikade gewählt hatten. Die Preußen — es war das 38. Infanterie-Regiment — stürmten, nachdem sie die Barrikade genommen hatten, das Haus, denn von da aus waren ihr Hauptmann und zwei andere Offiziere erschossen worden. Ihre Absicht, das Haus zu demolieren, gaben sie aber auf, als sie fanden, daß die Bewohner nicht die Thäter gewesen sein konnten[1].) Diese waren

[1]) Das Haus, wo sie meist ihre Zusammenkünfte hatten, ist auf der Altgasse No. 24. „1546" erbaut und unter dem Namen „Krawallschachtel" bekannt.



Deichler

vielmehr über die eng aneinanderliegenden Dächer, über welche sie Dielen gelegt hatten, geflüchtet und alle entkommen. Die Barrikade an der Löwenapotheke wurde von der Darmstädter Artillerie erstürmt. Die Ruhe in unserm Bereich wurde nun auch gestört. Ein Haufen mit Musketen und Sensen bewaffneter Insurgenten zog heran und machte sich kampfbereit; gerade vor unserem Hause, an der Schützenhütte, luden sie. Wüst sah die Bande aus; sämtlich trugen sie Hahnenfedern auf den Schlapphüten. Sie zogen den Parlamentsmitgliedern Fürst Felix Maria von Lichnowsky[1]) und dem königl. preußischen Generalmajor Hans von Auerswald[2]) entgegen.

Diese beiden hatten sich vor die Stadt gewagt. Auerswald, den Ursachen des Aufruhrs ganz fernstehend, war von Lichnowsky aufgefordert worden, ihn auf seinem Ritt um die Promenaden zu begleiten; er lehnte es anfangs ab und willigte erst ein, als ihn der Fürst an seiner Ehre angriff, wie er als alter General sich vor einem Haufen Pöbel fürchten könne. Lichnowsky höhnte auch jetzt wieder das Volk aufs empfindlichste, worauf beide immer dichter umringt wurden, bis sie nicht mehr aus und ein wußten und endlich in die Schmidtsche Kunstgärtnerei (Rosenschmidt) flüchteten, deren Eingang Eck der Herderstraße No. 40 und Gaußstraße No. 5 war. Ihr Versteck — die Anwohner nahmen sich nicht ohne eigene Lebensgefahr ihrer an — wurde entdeckt, und, aus diesem hervorgezogen, sollten sie als Geiseln mitgeschleppt werden. Die Art und Weise, wie sich Lichnowsky seinen Drängern gegenüberstellte, kostete ihm das Leben. Auerswald fiel als ein Opfer des entfesselten sinnlosen Blutdurstes. Er starb, wo jetzt das Haus Östliche Merianstraße No. 21 steht. Die an Lichnowsky begangene Schandthat wurde auf der damaligen „Bornheimer

[1]) Felix Maria Vincenz Andreas L., geb. 5. April 1814 auf dem Rittergute Lichten in Schlesien, gest. 18. September 1848 dahier.

[2]) H. v. A., geb. 19. Oktober 1792 auf dem Gute Faulen bei Rosenberg in Preußen, gest. 18. September 1848 dahier.

Haide", etwa da, wo die Bornheimer Landstraße in die Bergerstraße mündet, verübt. Zu Tode verwundet, starb er am Abend in der Villa des Herrn von Bethmann.

Schon am Abend bekamen wir Einquartierung; denn gerade die Gegend, wo die Ermordung Lichnowskys und Auerswalds stattgefunden hatte, wurde stark mit Militär belegt. Ein netter Berliner, ein Zimmermann namens Wegener, war längere Zeit bei uns; er fühlte sich sehr wohl, und wir hatten ihn alle gern. Der Vater konterfeite ihn sogar in ganzer Figur, das Gewehr bei Fuß.

Am Morgen des 19. September eilte man in die Stadt, um sich die Verwüstungen anzusehen. Grauenhaft sah es an vielen Stellen aus, besonders an der Löwenapotheke, wo die Kartätschen ihre Spuren zurückgelassen hatten. Die Militärmasse war sehr groß: auf der Zeil, dem Paradeplatz, Roßmarkt und Goetheplatz waren Bivouacs, ein interessantes Kriegsbild, dessen Eindruck sich alsbald in Maler Schreyers schönen Bildern, Chevauxlegers auf Vorposten, eine Reiterattaque u. a. erkennen ließ.

Die bei allem Unglück höchst denkwürdigen Tage fanden ihren Abschluß mit der Beerdigung der gefallenen Soldaten und Barrikadenkämpfer. Die Insurgenten mußten schon in früher Morgenstunde bestattet werden. Das Leichenbegängnis der Soldaten fand unter glänzender militärischer Prachtentfaltung bei enormem Menschenandrang statt. Viele Wagen führten die aufgebahrten, geschmückten Särge unter den erschütternden Klängen von Beethovens und Chopins Trauermärschen nach dem Friedhofe. Der Kanonendonner erfüllte die ganze Gegend.

Die Raserei nach dem geträumten Glück kostete viel Blut, und in Frankfurt hat man es an maßgebender Stelle nicht vergessen!

Unsere Bürgerwehr war unnötig geworden; die Stadt hatte Ersatz in den Bundestruppen: Oesterreicher, Preußen, Bayern beherrschten die Stadt und beschützten den Bundestag.

Ernst Schalck hat dies Zusammenwirken in einem humoristischen Blatt „Bundespatrouille auf der Rückkehr von Bornheim" verewigt. Vornher kommen selbstverständlich die Kaiserlichen in blauen Hosen und schmucken weißen Röcken, die Czakos auf den Köpfen; dann folgen die Preußen, große Leute mit Pickelhauben, in weißen Hosen und dunkelblauen Waffenröcken; darauf die Bayern, kleine, dicke, handfeste Kerle im Raupenhelm; und als letzte unsere Stadtsoldaten. Zu je Dreien ziehen sie unter Führung eines österreichischen Korporals friedlich des Weges nach der Stadt.

Aber es kam auch zwischen den Kaiserlichen und Königlichen zu Reibereien, an welchen sich sogar unsere Söldner beteiligten. Fast immer vereinigten sich die Süddeutschen gegen die Preußen. Den ernstesten Charakter hatte der Zusammenstoß am 24. November 1850 auf der Zeil.

Unter den Völkern entbrannte aufs neue der Drang nach Freiheit und brachte wiederum ernste Zeiten: die Novembertage in Wien, die Maitage in Dresden, den Aufstand in Baden, wozu der abermalige Abmarsch unseres Bataillons am 12. Juni nötig wurde. Die Nationalversammlung beschloß am 30. Mai 1849, ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen; die letzte nennenswerte Handlung in der Paulskirche war die Erwählung König Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser am 28. März 1849. Man weiß, daß er feierlich erklärte, die Wahl „ohne das freie Einverständnis der übrigen Fürsten Deutschlands" nicht annehmen zu können.

Mitten in den politischen Wirren vergaß die freie Reichsstadt nicht, am 28. August 1849 den 100jährigen Gedenktag der Geburt ihres größten Sohnes Johann Wolfgang von Goethe festlich zu begehen. Sein Denkmal von Ludwig von Schwanthaler[1]) war schon am 22. Oktober 1844 enthüllt worden. Im Treppenhaus der Stadtbibliothek hängen von jener Feier her

[1]) L. Michael v. S., Ehrenbürger von Frankfurt a. M. seit 31. Oktober 1844, geb. 26. August 1802 in München, gest. 15. November 1848 ebenda.

die beiden großen, schönen, von dem Meister Professor Eduard von Steinle erfundenen und von Professor Jacob Becker ausgeführten Bilder, die im Festzug als Standarten dienten: hier Jupiters königlicher Adler, aus der Höhe niederschwebend mit dem anmutigen Dichterkinde, das die Feder in der hochgehobenen Hand hält, während die Klauen des Vogels das Wappen Goethes tragen; dort der ernste Dichtergreis, die Lyra im Arme, auf dem Pegasus zum Olymp emporsteigend.

Auf ebener Bahn.

Schon vor einigen Jahren (1846) war auf unser Haus ein Schieferdach gekommen, was ihm ein zum Nachteil verändertes Aussehen gab; der Asphalt hatte sich eben, wie vorauszusehen gewesen, in unserem Klima nicht bewährt. Wir aber waren der Sorge um eine früher oder später eintretende Katastrophe enthoben. Aber trotz dieser Verbesserung war wieder, wie bei Beginn des Baues, mit der Aufstellung des Daches ein gewaltiger Fehler gemacht worden: anstatt nach Norden und Süden, standen die Giebelseiten nach Osten und Westen, sodaß sich des Vaters langgehegter Wunsch, endlich einmal ein Atelier mit gutem Licht zu haben, nun doch nicht erfüllen ließ. Dennoch richtete er sich in seiner zeltartig tapezierten Giebelstube ein, wo es ihm wenigstens vergönnt war, ungestört an seiner Arbeit zu sitzen. Denn er hatte den gewagten Entschluß gefaßt, die vor seiner Verheiratung angefangene Platte nach Peruginos „Grablegung Christi“ [1]) weiter zu fördern. Der schwere Kupferstechtisch wurde herbeigeschafft, eine Blende hergerichtet, alle Werkzeuge, die Radiernadeln, die flach- und die hochschneidenden Grabstichel, der Schaber und der Polierstahl, der Apparat zum Schleifen und noch manches dazu Erforderliche in Ordnung gebracht. Mit Interesse sahen wir hin, als die große, blanke Kupferplatte auf welcher schon die Landschaft radiert und einige Figuren begonnen waren, offen dalag. Mit Tagesanbruch stand nun der energische Vater auf, und die Ferienzeit, die er für seine Erholung so dringend nötig hatte, verwandte er ausschließlich auf die Arbeit: 25 Jahre mühte er sich, ohne daß sie wirklich fertig geworden wäre, daran ab.

[1]) Vgl. Joh. Friedr. Hoff, „Aus einem Künstlerleben“, S. 136.

Seine Stimmung konnte man, wenn er die Arbeit eingehend betrachtete, an einem schönen Lied, wie es ihm gerade die innere Bewegung eingab, erkennen. Als später die Kraft seiner Hand nicht mehr ausreichte, wünschte ich oft, der fleißige, gute Vater könnte seiner Arbeit den Ausdruck seines Gesanges verleihen, der immer noch unverändert wie im besten Alter seinen Klang behalten hatte.

An seinem Arbeitstisch hatte der Künstler den mit schöner, deutlicher Hand geschriebenen[1]), ihm besonders lieben „alten Spruch" (1700) hängen:

Fang dein Werk mit Jesu an:
Jesus hat's in Händen;
Jesum ruf zum Beistand an,
Jesus wird's wohl enden.
Steh mit Jesu morgens auf,
Geh mit Jesu schlafen,
Führ mit Jesu deinen Lauf,
Lasse Jesum schaffen.

Das war seine tägliche Erbauung vor dem Tagewerk.

Im Winter arbeitete der Hausvater sogar bei Lampenlicht an seiner Platte. Er zog dann zu uns herunter und traf besondere Vorrichtungen. Das war aber oft eine rechte Folter für uns, denn ganz ruhig mußten wir an unseren einmal eingenommenen Plätzen bleiben. Aufzustehn oder in der Stube herumzugehn, war nur im unbedingten Notfalle gestattet, und auch dann nur mit der größten Vorsicht, obschon er im Nebenzimmer saß; denn die leiseste Bewegung des Stubenbodens erschütterte seinen Tisch, und dann wurde er in Wahrheit böse. Wir mußten uns eben mehrere Stunden des Abends darein fügen. Dagegen brachte zu anderer Zeit die Betrachtung seiner Kunstschätze reichen Genuß. In der behaglichen, olivengrün gestrichenen Wohnstube hingen

[1]) Vgl. Joh. Friedr. Hoff, „Aus einem Künstlerleben", das Titelbild.

die Wände voll Bilder, wertvoller, dem Vater lieber Geschenke von Freunden. Da war die Madonna della Sedia (von seinem Lehrer Gotthard von Müller), und von dessen Sohn der Evangelist Johannes nach Domenichino. Weiter nach Rafael: die Madonna mit dem Distelfink (von Krüger), die Grablegung Christi (von Amsler), die Krönung der Maria (von Stölzel) und der Violinspieler (von Felsing). Dann die schönen eigenen Zeichnungen: die Kreuzabnahme nach Paul Veronese und das Freskobild nach Veit [1]). Auch zwei kleine Ölbildchen von Thomas, Motiv bei Ostia an der Tibermündung und das Grabmal der Claudier am Anio in der Campagna, die der liebe Freund im Jahr 1840 meinem Vater zur Erinnerung an Italien zum Geschenk gemacht hatte, schöne Arbeiten, die so fein durchgeführt sind, daß sie der Kunsthändler Prestel für Werke von Ernst Fries hielt. Als einziges plastisches Werk zierte unser Wohnzimmer die Büste Schelbles.

Wenn der Vater an seinPult, seine Kunstkammer, ging, um uns seine Sachen zu zeigen, so war das, so oft wir auch schon alles gesehen hatten und so gut wir es kannten, immer wieder eine große Freude. Noch höre ich das hübsche, altertümliche Möbel beim Öffnen knarren, manche Schublade hatte beim Aufziehen durch die Länge der Jahre einen besonderen Ton bekommen. Es war gewissermaßen ein Heiligtum und sicher das interessanteste Stück von unserem Hausrat. Die kleinen Schubladen in dem oberen Teil bargen viel anziehende Sachen, die für uns Kinder Reiz hatten. Selbst an diesen Schrein zu gehen, war uns kaum gestattet; der Vater trug stets den Schlüssel bei sich. Die Schubladen im unteren Teil enthielten außer seinen Kupferplatten, wovon ich die nach Goltzius und Lionardo da Vinci erwähne, sein reichhaltiges Porträt- und Landschaftsbuch und seine Kupferstichsammlung: die schönen Schäffer, die vielen prächtigen Amsler, die Radierungen von

---

[1]) Beide im Besitz des Städelschen Kunstinstituts.

Onkel Carl Hoff: das Porträt Overbecks, Abrahams Opfer, Jakobs Werbung um Rahel nach Julius Schnorr, ganz vorzügliche Arbeiten, die er s. Z. in München gefertigt hatte. Sogar einige Albrecht Dürer fehlten als Krone der Sammlung nicht. — Dann waren die beiden prächtigen Blätter Genovefa und Rübezahl und das schöne Heft Salzburger Radierungen von Ludwig Richter in des Vaters Besitz, das letztere hatte der Freund ihm 1830 von Meißen geschickt. Der Empfänger hielt diese Sachen sehr wert und machte uns oft auf ihre Schönheiten aufmerksam. Einst zeichnete er einige davon in vergrößertem Maßstab; ich erinnere mich noch des Königssees. Wie sicher er das zu machen verstand!

Des Vaters kleine Bibliothek litt nicht durch zu häufigen Gebrauch. Er besaß außer einer Anzahl ernster Schriften, worunter die auf ihn von seinen Eltern überkommene Familienbibel von 1761 war, den von seinem Schwager Donner übersetzten Sophokles, Matthias Claudius' „Wandsbecker Bothen", Goethes Faust und Schillers sämtliche Werke. Eine Zeitung hielt der Vater nicht; er trieb gar keine Politik.

Als untrügliches Zeichen von unseres Vaters Behaglichkeit im eigenen Hause galt es für uns, wenn er aus seinen Unterrichtsstunden kam, seine Halsbinde, stets eine weißleinene, abband und es sich in seinem sogenannten Schlafrock bequem machte. An diesem konnte man zeitweise die verschiedenen Stoffe einer ganzen Reihe von Jahren erspähen; denn die Mutter legte, war der Hausrock der Ausbesserung bedürftig, um Arbeit und Kosten zu sparen, nur einen neuen Überzug darüber, wobei die Spuren der gerad- und schräggestreiften oder dito karrierten oder getupften, groß- oder kleinblumigen Muster in allen denkbaren Abstufungen von Grün, Rot, Blau, Grau und Violett zum Vorschein kamen und an frühere, längst vergangene Tage erinnerten. Zur vollen Gemütlichkeit gehörte dann noch eine Cigarre; der Ersparnis halber griff er wohl auch zu einer langen Pfeife aus Weichselholz, deren

Kopf, auf welchem eine Fliege täuschend gemalt war, Wert für ihn hatte. Mütterchen spann auch zur Winterszeit und trug mit dem Schnurren des Rädchens nicht wenig zum traulichen Zusammensein bei. Von dem kräftigen Linnen, das sich die Gute einst für ihre bescheidene Aussteuer selbst gesponnen, besitze ich jetzt nach 70 Jahren noch einige Stücke; nur bei festlichen Gelegenheiten wird das schöne Gebild gebraucht.

Herrliche Abende bereitete die sogenannte „Hausmusik bei Hoffs“, wie unsere Bewohner sagten, vor allem Vaters Gesang und Guitarrenspiel. Die schöne, volltönende Baritonstimme, der seelenvolle Vortrag, die reine Aussprache, das Verständnis des Textes, dies alles berührte gar wohlthuend. Kurz, unser Vater verstand zu singen; es war das Ergebnis der vorzüglichen Ausbildung, welche er bei Schelble genossen. Oft hörten wir Sachen, welche Vater im Cäcilienverein gesungen hatte, wodurch wieder bei uns der Sinn für ernste, klassische Musik früh geweckt wurde. Alle hatten wir gute Stimmen, sangen durchaus richtig; denn es war eine Hauptsache, daß Vaters Ohr nicht beleidigt wurde. Sehr ungehalten konnte er werden, wenn nicht alles wie im Original gesungen wurde, selbst wenn der Fehler gerade nicht unharmonisch war. Hielt Vater auf dem Sofa sein Mittagsschläfchen und es wurde, was mit zu seiner Erquickung gehörte, Klavier gespielt, so wachte er sicher jedesmal auf, wenn ein falscher Ton vorkam und rief höchst unwillig: „Falsch! Da kann ich nicht ruhen!“ drehte sich herum und schlief weiter. Selbst falsches Spielen der Meßmusikanten konnte Vater oft nicht anhören, ohne es zu rügen. Er eilte dann ans Fenster und rief mit lauter Stimme mitten in das Stück hinein: „So greift doch cis!“ Kam dann einer von der Bande herauf, eine Gabe zu holen, so sagte der Vater unter Lachen zu ihm: „Hättet Ihr nicht so falsch geblasen, dann bekämt Ihr mehr. Wer wird denn den Mozart so maltraitieren!“

Des Hausvaters Guitarrenspiel war uns eine hohe Freude; denn er beherrschte dieses Instrument bewunderungswürdig. Das Arpeggieren verstand er meisterhaft, es waren Töne wie auf der Harfe. Das muß man gesehen und gehört haben! Zwei Guitarren besaß er, eine deutsche, welche er 1812 von seinem Vater bekommen, dieselbe, welche ihn auf seiner Römerfahrt begleitet hatte, und eine englische, von ihm selbst später angeschafft, ein kostbares Instrument. Welch' schöne Weisen konnte er auf seiner Laute! Wenn er sein Studio per la Chitara di Mauro Giuliani, das er sich der Ersparnis halber aufs schönste abgeschrieben, holte — gerade diese Sachen spielte er mit Vorliebe —, dann lauschten wir den Tönen, die wir alle genau kannten; ja wir hatten die Folge so inne, daß, wenn Vater einmal einen Teil übersprang, uns geradezu etwas fehlte, wir waren im Genuß gestört. Es ist eine Abwechselung wohlklingender, graziöser Melodieen, die ganz überraschend wirken.

Ganz plötzlich zeigte sich bei meinem Bruder Philipp die Lust, Violine zu lernen. Er war weitaus der begabteste von uns Geschwistern und hätte Musiker werden sollen. Wie glücklich war er, als es der Vater zugab! Er machte, 17 Jahre alt, erfreuliche Fortschritte bei seinem Lehrer, dem Orchestermitglied Carl Keßler, und besuchte von nun an, was besonders der Kosten wegen ein Ereignis in unserem Hause war, möglichst oft die Oper und die Quartettabende, und für die Proben der Museumskonzerte gewährte man ihm auf Vaters Bemühungen sogar eine Vergünstigung. Philipp war so begierig nach allem, was Musik betraf, daß er sich sogar den Klavierauszug von Bachs Matthäus-Passion abschrieb, eine fast endlos mühsame Arbeit; doch er vollendete sie. Die Bildhauerei betrieb er eigentlich von da an nur noch als „melkende Kuh", um seinen Musikhunger stillen zu können. Er besitzt ein ganz ungewöhnliches Verständnis für Auffassung und Wiedergabe der Tonwerke und hat dabei ein Gedächtnis, daß es zum Staunen ist.

Durch diese Wendung in Philipps Beruf kam er oft so spät nach Hause, daß uns Brüdern, die wir mit ihm in einem Zimmer schliefen, die Störung unserer Nachtruhe lästig wurde. Der immer mehr einreißenden Liebhaberei zu steuern, kam ich eines Abends auf den thörichten Einfall, ihm einen Schrecken einzujagen, und legte auf sein Kopfkissen Dantes Totenmaske und auf die Bettdecke zum Gebet gefaltete Hände. Es sah bei Licht entsetzlich aus und verfehlte seine Wirkung, wenn auch in ganz anderer Weise als ich beabsichtigt, nicht; denn als der Nichtsahnende Licht machte und sich seinem Bette näherte, brach er sofort bewußtlos zusammen, sodaß ich meine rechte Not mit dem Bruder hatte. Diese Dummheit trug er mir lange nach, sie hätte sein Tod sein können.

Nun wollte ich nicht zurückstehen und wünschte auch, ein Instrument zu lernen. Dies zu erlangen, war bei einem so guten Vater nicht schwer. Glücklicherweise entschloß ich mich zur Flöte; „glücklicherweise" sage ich, denn durch sie lernte ich mein Flageolet blasen, womit ich später so vielen Menschen, besonders Ludwig Richter in Loschwitz, große Freude bereitete. Bei Herbold[1]), dem ersten Flötisten am Stadttheater, hatte ich Unterricht, einem eigentümlichen Manne, der immer, um die Stunde abzukürzen, etwas zu erzählen wußte. Eine schöne Wiener Flöte von Koch konnte ich mir bald von meinen Ersparnissen anschaffen; sie kostete 60 Gulden.

Eine spaßige Geschichte, die meinem Lehrer einmal auf seinem Gang nach dem Theater passierte, will ich beifügen. An einem Fenster des Englischen Hofes machte sich ein Fremder durch anhaltendes Rufen bemerkbar. Alles sah hin und Herbold erkannte sofort, daß er ihn meine; durch Gestikulationen gab der Fremde zu verstehen, daß er rasiert sein wolle. Herbold blieb einen Augenblick stehen und besann sich, wie er den

[1]) Herbold wohnte bei Buchhändler Streng in der Buchgasse, in dem interessanten, altertümlichen Hause mit den Überhängen, Eck der Falkengasse, No. 10 im zweiten Stock.

Betreffenden von der falschen Meinung, er sei Barbier, abbringen könnte; dann setzte er sein Flötenetui an den Mund und machte die Fingerbewegungen eines Spielenden. Er wurde verstanden!

Schwester Sophie lernte Klavier, selbstverständlich auch bei Keßler, dem Factotum unseres Hauses. Sie spielte viele Sonaten von Mozart und Beethoven. Die sichtlichen Fortschritte verdankte sie hauptsächlich ihrem fleißigen, gewissenhaften Üben, das sie oft so ausdehnte, daß die Mutter über die dem Haushalt entzogene Zeit unwillig wurde. Mit Philipp spielte sie die für Klavier und Violine gesetzten Sonaten und die arrangierten Werke der genannten Meister. Besonders gern erinnere ich mich an Beethovens Musik zu Goethes Egmont. Die Begeisterung riß sie wahrhaft fort; dazu trugen aber auch die aufmerksamen, willigen Zuhörer bei.

Bildete früher der Gesang den Hauptbestandteil unsrer Hausmusik, so erfreuten wir uns jetzt in den Abendstunden nach dem gemütlichen Thee besonders an unserem Trio, wobei der Vater Guitarre, Philipp Violine und ich die Flöte spielte. Die Schweizerfamilie (von Weigl), die Blinden von Toledo (von Méhul) und Camilla (von Paër) gehörten mit zu unseren Hauptstücken. Diese jetzt veralteten, ja vergessenen Sachen gingen ganz gut; sogar wenn dem streng Takt haltenden Vater über die manchmal besonders von meiner Seite vorkommenden Unpünktlichkeiten die Geduld ausging, war auch dies ergötzlich anzuhören, vielleicht ergötzlicher als die Musik selbst; denn fortgespielt wurde deshalb doch, und die anderen konnten sogar darüber lachen, was mir, dem Flötisten, schwer war. So war es nächst der herzlichen Liebe, die wir zu einander hegten, die Musik, die uns das Elternhaus so wert machte und uns ohne jeglichen Zwang daran fesselte.

Von interessanten Persönlichkeiten, die, wenn auch meist nur vorübergehend, im Elternhause weilten, nenne ich zuerst Vaters römische Freunde. Friedrich Overbeck, berührte auf seiner Reise von Rom durch Deutschland auch Frankfurt, um

Veits Freskobild zu sehen. Er kam mit Veit: eine hohe Ehre, solche Meister im bescheidenen Hause begrüßen zu dürfen. Dann der liebe Herr Rehbeniz aus Kiel, der in seinem altdeutschen Rock wie ein hoher katholischer Geistlicher aussah. Es ist der Mann, welchen Ludwig Richter in Florenz als seinen Retter aus schwerer Lage bezeichnete, und der ihm bei seinem Abschied von Italien am Thore Perugias den Reisesegen mit den Worten gab: „Wo Sie auch hinkommen mögen, Ihnen wird es immer gut gehen", welche Prophezeiung Richter nie vergaß, sodaß er oft, wenn der Himmel trübe wurde, aus ihr neuen Mut schöpfte. Dann ist der Historienmaler Hermann aus Dresden zu erwähnen, ein vortrefflicher Mensch, welcher den Vater für seine „deutsche Geschichte" als Mitarbeiter zu gewinnen hoffte. Er war auch äußerlich eine einnehmende Persönlichkeit: große Statur, Adlernase, voller schwarzer Schnurrbart und dazu der pompöse weiße Strohhut, von dem er wohl wußte, daß er ihm ein schmuckes Aussehen gab.

Von Kupferstechern nenne ich den biederen Schweizer Samuel Amsler, Professor an der Münchener Akademie, der bei uns war, als er Overbecks „Triumph der Religion in den Künsten", 1840 auf Bestellung vom Künstler in Rom für das Städelsche Kunstinstitut erworben, für seinen letzten großen Stich zeichnete; Karl Barth aus Eisleben, der sich besonders wohl in unserem Hause fühlte; den lieben Stuttgarter Studiengenossen aus Müllers Schule, Anton Krüger, Professor an der Dresdener Akademie, 1849 auf seiner Reise nach England bei uns vorsprechend; Professor Felsing von Darmstadt und seinen Bruder, den Kupferdrucker — wer diesen Urmenschen kannte, hatte etwas fürs Leben.

Auch kam der Maler Flor aus Hamburg, der in Richters Selbstbiographie bei dem Cervarafeste in der Campagna als guter Gesellschafter so spaßhaft geschildert wird. Was wurden da für Erinnerungen an die in Italien verlebten Jahre aufgefrischt! Die alten Lieder, die sie einst zur Guitarre im

Freundeskreise gesungen hatten, ertönten aufs neue, und auch an unserem Gesange hatte der äußerst liebenswürdige Mann aufrichtige Freude.

Ferner besuchte uns Ludwig von Maydell, der Deutsch-Russe aus Esthland, der treue Genosse von Vater, Richter, Thomas, Oehme und Schilbach. Da Vater nicht zu Hause war, stellte er sich der Mutter und uns Kindern vor als alten römischen Freund unseres Vaters mit dem gewichtigen Zusatz, von ihm hätten wir gewiß schon gehört. Ich sehe noch die vornehme Erscheinung, wie gütig und lieb er mit uns verkehrte, und wie sich dann, als der Vater heimkam, die beiden Freunde bewillkommneten.

Auch Ludwig Richter war wiederholt bei uns. Einmal machten die Freunde Richter, Thomas, Hoff und der von Darmstadt kommende Schilbach einen Ausflug in das Taunusgebirge. Es war dies im August 1849, als Richter auf einer Reise nach Ostende über Frankfurt kam. Er wohnte bei Thomas: eine große Freude für alle Beteiligten, daß sie nach so langer Zeit wieder einmal einmütig beisammen sein konnten. Richter gefiel es ganz außerordentlich im Taunus; er zeichnete viel, besonders auf der Burg von Cronberg, auch Mammolshain mit dem hochgelegenen Kirchlein im Kastanienwald entzückte ihn. Einen Gang bei untergehender Sonne über den Röderberg mit dem Blick in das Wiesenthal von Seckbach und Enkheim, darüber Bergen und in der Ferne Hochstadt, konnte er nie vergessen! Leider bin ich damals nicht dazu gekommen, den lieben Mann, der mir im Leben noch so nahetreten sollte, zu sehen; der Plan, nach welchem ich mit ins Gebirge sollte, kam nicht zur Ausführung und auch an dem späteren Ausflug konnte ich nicht teilnehmen.

Den Besuch zweier alter, lieber Stuttgarter Freunde muß ich auch erwähnen. Der eine war des Vaters einstiger Stubengenosse bei Buchhändler Liesching, Johannes Merkel aus Eßlingen, der oft zur Meßzeit nach Frankfurt kam und dann



Die Peterskirche.

nie vergaß, Freund Hoff aufzusuchen, um den Abend mit ihm im „Holländischen Hof" am Goetheplatz, wo er immer abstieg, bei einem Glase Wein vertraulich über längstvergangene Zeiten zu plaudern. Zuweilen brachte der freundliche Mann auch Geschenke mit und äußerte einmal, in unsere Freude einstimmend: „Ja, bei uns werden ganz ludermäßig kleine Sächle g'macht"[1]). Wie haben wir über diese Ausdrucksweise gelacht!

Der andere war der langjährige Kassierer an der Königl. Hofbank, Tiedemann, der zehn Jahre älter war als mein Vater. Die freundschaftliche Begrüßung fand eigentlich erst statt, als der sehr feine Herr schon eine Weile bei uns war, sich aber durchaus nicht zu erkennen geben wollte, sondern wünschte, mein Vater solle sein Porträtbuch holen und nachschlagen. Der Vater sprach nun württemberger Dialekt, und jedesmal, wenn er ein Konterfei aufgeschlagen und den Fremden angesehen hatte, sagte er: „Des bischt Du net!" und fortfahrend: „Und des bischt Du au net!" Endlich als das ganze Buch fast durchblättert war, sagte der darin Gesuchte: „Bischt scho(n) lang an mir vorbei!" Also wieder von vorn angefangen: dasselbe langsame Umwenden und aufmerksame Ansehen des bei ihm Sitzenden, dazu jedesmal Namensnennung des betreffenden Bildes. Da, als das Porträt eines jungen, bildschönen Mannes mit langem Haar, der wie ein Pfarrherr ausschaute, kam und der Vater wieder sagte: „Des bischt Du unmeglich", ja in seiner Sicherheit schon umdrehen wollte, da lachte der Freund hell auf und rief: „Nu(n) freili bin i des. Du kennscht eabe Dein'n Tiedemann nemme!" Welche Freude und welches Umarmen folgte jetzt. Es war kein Wunder: dreißig Jahre hatten sich die Freunde nicht gesehen, aus dem jungen Mann war, wenn auch noch eine stattliche Erscheinung, ein Greis mit schneeweißem Haar geworden.

---

[1]) Der schwäbische Dialekt ist von einem sachkundigen Württemberger nachgesehen.

Der Hauptbesuch und Ehrengast für unser Haus war aber Herr Thomas, der einzige wahre Freund, den Vater in Frankfurt hatte. Sein Kommen war immer eine hohe Freude für uns alle. Er war ein selten prächtiger Mann; die kräftige, untersetzte Figur, der schöne Kopf mit den feinen Zügen, die tiefschwarzen, leuchtenden, freundlichen Augen, die seinen Geist, seine Liebe verrieten; der Mund, welch ausgesprochene Milde, und eine Herzensgüte im Entgegenkommen, die sofort fesselte. Aber des Mannes höchster Wert bestand in der Treue zu seinem Gott, in dem offenen Bekenntnis: „Ich bin ein Christ!" Sein Wandel, sein Vorleben brachte nicht allein seinem Hause sichtlichen Segen, nein alle, welche mit ihm in Berührung kamen, schieden nicht ohne Gewinn von ihm. Die Kraft seines Wortes, seine Art des Unterhaltens übten eine unwiderstehliche Anziehung; er wußte durch sein reiches Wissen jeden zu erwärmen. So verkehrte er auch bei uns; so lernten wir Kinder ihn kennen, ehren und lieben. Der teure Mann steht mir als leuchtendes Vorbild in Erinnerung!

Oft kam er mit seiner ebenso lieben als schönen Frau und den fünf Kindern, vier „allerliebsten" Mädchen, Elisabeth, Johanna, Helene und Bertha, und dem Sohn Georg, der am 8. Mai 1875 als Kapitän des „Schiller" bei den Scilly-Inseln so traurig sein Leben verlor. Die ganze Familie ging gewöhnlich dunkel gekleidet, und, näherte sie sich durch die Furchen der Gärtnereien unserem Hause, meist eines hinter dem andern gehend, so verglichen wir sie mit einem Zug Raben. Schritt Herr Thomas mit jemand im Gespräch vertieft dahin, so drängte er seinen Begleiter immer gegen die Mauer, das war ihm so zur Gewohnheit geworden, daß ihn schon Ludwig Richter in Rom den „Mauerdränger" nannte.

In seinem Hause auf der Großen Eschenheimer Gasse Nr. 62 war es gar behaglich. Im Wohnzimmer hatte ein in Elfenbein ausgeführtes Kruzifix seinen ständigen Platz. Auch Ölgemälde von Thomas' Hand zierten den Raum: eine reizende An-

sicht von Oberreifenberg im Taunus und der Blick aus einem Turmfenster auf die von der untergehenden Sonne beleuchtete Landschaft stehen mir in lebendiger Erinnerung; besonders interessierte mich auf letzterem ein Spinnengewebe mit seiner lauernden Bewohnerin und ein Distelfink, der auf einem der Gitterstäbe des runden Fensters sein Abendlied sang. Von größeren Sachen nenne ich die Burg Elz, ein äußerst anziehendes Architekturbild in reicher Landschaft[1]). Dazwischen prächtige Porträts von Joseph Binder: Philipp Veits Brustbild in Lebensgröße — wie ein Orientale — aus dem Jahr 1838. (Veit sagt dreißig Jahre später darüber: „Es ist ein gutes Bild, wenn ich mich auch nicht darin erkenne, was übrigens kein Wunder ist"), außerdem das ideal aufgefaßte Ehepaar Johannes und Jenny Thomas, geb. Schepeler.

Das Atelier bot schon durch seine Einrichtung viel Reiz. An den Wänden hingen zahlreiche italienische Studien, darunter das Grabmal der Claudier in verschiedenen Stimmungen. Die vielen Gipsabgüsse und Holzmodelle, welche umherstanden, fesselten mich ungemein, und als mich der gute Mann aufforderte, bei ihm in der Perspektive Unterricht zu nehmen, waren es vornehmlich diese Sachen, welche ich zum Gegenstand meines Studiums machte. Doch einmal zog mir meine Wißbegierde fast seine Ungnade zu; denn als er mich auf die Verkürzungen an einem Körper mit runden Formen aufmerksam machen wollte, wozu er aus der Küche einen alten Topf holte, mußte ich über das Gefäß so lachen, daß der sonst nachsichtige Mann außerordentlich heftig wurde und mir, um die Sache zum Abschluß zu bringen, eine ganz gehörige Ohrfeige gab. Merkwürdig, daß dies Lachen auch bei meinen Schülern ausbrach, wenn ich an diese Formen kam und derartige Gefäße zur Veranschaulichung anwandte, niemals bei anderen Gegenständen.

Aber noch schöner als in dem Hause war es in Thomas' drei reizenden aneinanderstoßenden Gärtchen, die sich vom

[1]) Jetzt im Städelschen Kunstinstitut.

Mittelweg, da, wo jetzt die Filiale der barmherzigen Schwestern für die Krankenpflege steht, bis an den Oberweg hinzogen, ein idyllischer Aufenthalt! Richter, der öfters mit der Familie draußen war, schrieb Thomas einmal: „Ich sehe Dich immer in Deinem Weingärtchen herumgärtnern und möchte dabei sitzen und Dir eine Cigarre vorrauchen. Ich könnte Dich um Deine Muße beneiden, wenn das recht wäre."

Mit Aufzählung von Besuchen im Elternhause wäre es nun wahrlich genug, und doch muß ich noch eines Mannes gedenken, der mit seiner Einkehr große Freude brachte: es ist Onkel Carl Hoff, der nach zehnjähriger Heimatlosigkeit, von einem unwiderstehlichen Zug ergriffen, seine Vaterstadt wieder aufsuchte. Es war im Januar 1849. Spät am Abend hörten wir jemanden festen Trittes die Treppe heraufkommen. Die Mutter sah nach. Anscheinend war es ein Fremder, der mit freundlichem Gruß an ihr vorbei ins Zimmer trat und auf den Vater zueilte, der sich erhoben hatte und unverwandt den Ankömmling ansah. Dieser blickt ihm ebenfalls fest ins Auge und — „in den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude." Seinen Thränen freien Lauf lassend, rief Vater: „Betty, Kinder, freut Euch mit mir! Mein Bruder Carl!" Wie hat sich mir dieser Moment der ergreifenden Erkennungsscene eingeprägt. Welches Fragen des so lange Ferngewesenen nach allen, denen er durch die Bande des Blutes nahestand. Schnell vereinigte uns ungezwungener Verkehr, an dem auch die Schwester, Tante Mimi Donner, mit Familie freudig teilnahm. Großes Verlangen trug der Onkel nach Vaters schöner Stimme, deren er oft gedacht habe, und freute sich vor allem, sein Lieblingslied, die Cavatine aus „Zemire und Azor" von Spohr, „Rose, wie bist du reizend und mild", zu hören.

Willkommener ist wohl noch niemand in einem Hause gewesen, liebreicher nie jemand aufgenommen worden. Unsere Mutter machte es dem lieben Gaste in Vaters Giebelstube so recht nach seinem Sinn behaglich; ja es war ihm so wohlig

bei uns, daß er drei Wochen in der geliebten Vaterstadt zubrachte. „Durch seine Einkehr, seine Worte, von denen jedes ein Ausfluß von Gottes- und Nächstenliebe war, brachte er uns reichen Segen." Da war freilich nicht schwer nach dem Schriftwort handeln: Gastfrei sein ohne Murren und gern herbergen!

Von den Arbeiten, welche in der Zeit seiner Wanderjahre entstanden waren, brachte Onkel u. a. eine große, schöne Lithographie mit, nach seinem für den Grafen Schwicheldt in Celle ausgeführten, 20 Fuß langen und 6 Fuß hohen Karton, „die Zugrabebringung der Carolina" (des Kriminal-Gesetzbuches unter Kaiser Karl V.), der 98 Porträts enthält, ein ungemein interessantes Blatt.[1]) Auch zeigte er uns einen lebendigen Entwurf „die Verleugnung Petri", woraus er den ergreifenden Moment Matthäi 26, 75 gewählt: „Und ging hinaus und weinte bitterlich". Petrus, die Hauptfigur im Bilde, schreitet in tiefem Schmerz, die Hand vor das Gesicht haltend, die Stufen des Palastes hinunter. Die Sachen lassen in der Strenge der Zeichnung den Einfluß des Cornelius erkennen, unter welchem er 1828—1830 als Stipendiat des Städelschen Kunstinstituts in München studiert hatte.

Onkel porträtierte unsere ganze Familie; die vorzüglich gezeichnete Gruppe von uns Brüdern ist mir ein wertes Andenken an die unvergeßlichen Stunden; denn bei diesen Sitzungen kam es erst recht zu lebhafter Unterhaltung, besonders wenn der liebe alte Hausfreund, Herr Thomas, sich einstellte.

In Hannover wurde mein Onkel einst an einem Winterabend im Vorübergehen von einem Wachtposten angesprochen, ihm doch auf kurze Zeit seinen Dienst abzunehmen, seine Frau sei schwer krank, und es verlange ihn, nach ihr zu sehen! Erbarmen fühlend, ging er rasch entschlossen auf die Bitte ein, hüllte sich in den Soldatenmantel, setzte den Tschako auf, nahm das Gewehr in Arm und empfing die Parole. Der Soldat war wieder in ihm erwacht, und so erfüllte er die übernommene

[1]) Mir fiel ein Exemplar zu, das ich dem Städelschen Kunstinstitut gab.

Pflicht nach allen Regeln. Beider Schutzengel wachte! Das schöne, freilich sehr gewagte Unternehmen blieb unbemerkt.

Aus seiner ergreifenden Lebensgeschichte erzählte er: „In Celle schlug am Weihnachtsfest 1842 des Herrn Stunde für mich. Als das Festgeläute ertönte, überkam mich ein großes Weh, das mir Herz und Gemüt bewegte und mich mächtig in die Kirche trieb.“ „O Celle, du meine zweite liebe Heimat“, schreibt er noch nach Jahren, „wie gern verweile ich, im Geiste, an dies entscheidende Erlebnis gemahnt, oftmals in dir! Es war Gottes Werk! Schnell, wunderbar kräftig wurde ich erfaßt! Gott hatte sich auf den Weg gelagert, auf dem ich wandeln mußte — und Er ließ es nicht zu, daß ich an Ihm vorüberschritt.“

Welche Aufrichtigkeit und Demut spricht sich darin aus, daß er das Gleichnis vom verlornen Sohne als seine Geschichte bezeichnete, und zwar vom Anfang bis zum Ende! Bis zur düstern Mitte sei sie aller Menschen Geschichte, aber nicht bis zum hellen, seligen Ende. Eine wahre Jonathans- und Davidsliebe entstand damals zwischen ihm und seinem Freunde Iffland[1]), „der sich heute noch lebhaft in die gesegnete Zeit seines Verkehrs mit Hoff, einem der aufrichtigsten Christenmenschen, welche je gelebt haben, zurückversetzt.“

Onkel gedachte der schweren ihm auferlegten Tage, der Not, in der er oft schier nicht gewußt, woher des Leibes Nahrung nehmen; wie er da gleich den Jüngern, als sie mit ihrem Herrn durch die Saat gingen, Ähren gerauft, sie mit den Händen gerieben und gegessen habe.

Als die Zeit um war, rüstete er sich, wenn auch schweren Herzens, zur Rückkehr nach dem ihm „lieben Inselstädtchen“ Ratzeburg. Es schien, nach seinen eignen Worten, als ob es für ihn kein Ruheplätzchen auf Erden gäbe und seine

---

[1]) Adolf I., geb. 11. März 1818 in Hannover, Großneffe des Mimen, damals Justizkanzlei-Auditor in Celle, jetzt Geheimer Justizrat in Verden, ein würdiger Herr, der mir ein verehrter väterlicher Freund geworden.

Wanderung ihr Ziel erst im Grabe finden sollte. Wir alle gaben dem teuren Verwandten das Geleit bis in den Posthof, wo unter Thränen Abschied genommen wurde. Wir Brüder ließen es uns nicht nehmen dem Postwagen nachzulaufen bis auf die Hanauer Chaussee, wo uns die Kräfte versagten. Da kehrten wir nach einem letzten Händedruck durchs Wagenfenster um.

Wie schien es öde im Hause! Lange fehlte uns der Treffliche.

Durch Bruder Jeans Fortgehen „in die Fremde", das in die nächste Zeit fiel, erfuhr unser Familienkreis eine noch größere Verminderung. Jean war beim Mechaniker Olff, einem Zeitgenossen vom Großvater Hoff, in der Lehre gewesen und hatte diese redlich ausgenützt. Vaters früherer Plan, ihn Kupferstecher werden zu lassen, hatte sich also nicht verwirklicht. Seine erste Stelle fand er in Halle a. d. Saale. Von Tag zu Tag warteten wir vergebens auf Nachrichten, und der Vater wurde schließlich so unruhig, daß er dem Briefträger seinen Stundenplan gab und ihm als Belohnung, wenn er ihm einen Brief in die Schule brächte, einen Gulden versprach. Endlich kam der ersehnte Bote! Das Scheiden aus der Heimat hatte meinen Bruder so bekümmert und aus der Fassung gebracht, daß er seinen Brief zuerst nach Frankfurt a. d. Oder sandte. In seinem Beruf als Mechaniker pflanzte er die von unseren Vorfahren mit Erfolg geübte Thätigkeit in der „Schlosser-, Uhr-, Winden- und Büchsenmacher-Zunft" fort; durch Fleiß, Sparsamkeit und gediegenes Können hat er es zu anerkannter Meisterschaft gebracht, bis seinem Lebensabend die wohlverdiente Ruhe ward.

Es verlangte mich, einmal allein ins Gebirge zu gehen, besonders nachdem mir der Vater so viel von der Freude, die Professor Richter am Taunus gehabt, erzählt hatte, und gerade auf das noch nie gesehene Mammolshain war ich begierig. Es waren glückliche Tage, die ich dort im Spätsommer 1849 zubrachte. Ich wohnte sehr bescheiden beim Metzger Renker

im Thal, einer gemütlichen Wirtschaft[1]), in der man viele Cronberger Typen studieren konnte, wovon der mächtig breite Wirt, der tagsüber meist, die Pfeife im Munde, am offenen Fenster lag, nicht die unbedeutendste war. Mit wallendem Federbusch als Tambourmajor der Cronberger Bürgerwehr im Jahre 1848, hat Burger die wuchtige Gestalt in einer illum. Lithographie dargestellt[2]). Renker war auch Bierbrauer, und sein Gerstensaft, von dem er das Glas zu zwei Kreuzer verzapfte, zog besonders des Sonntags viele durstige Kehlen an. Eines steinalten Juden, „Bärche" genannt, erinnere ich mich noch besonders lebhaft, wie er, seinen Handelssack über der Schulter, hereintrat: „Nix ze handle? Nix vo(n) Woar?" Ehrlichkeit sprach aus seinen freundlichen Zügen.

Nach Vorlegung der damals gefertigten Arbeiten konnte ich ohne Schwierigkeiten im Herbst wieder in das Städelsche Kunstinstitut eintreten, und zwar nochmals in den Gipssaal. Von den früheren Genossen waren die wenigen, welche noch die Kunst übten, in eine höhere Klasse gestiegen, sodaß ich kaum noch Verkehr mit ihnen hatte. Im Modellsaal waren als neue Talente Rudolf Gleichauf[3]), Wilhelm Lindenschmit[4]), der später geadelte Professor der Münchener Akademie, und Leopold Bode[5]). Unter den jungen Leuten, mit welchen ich jetzt zusammen arbeitete, traf ich meine ehemaligen Kameraden aus dem Gymnasium Karl Harveng und Albert Hendschel[6]),

[1]) Jetzt „Zum Weinberg".

[2]) R. war später Gastwirt im „Schwarzen Adler"; auch als solchen hat ihn Burger 1861 in einem mit der goldenen Medaille gekrönten meisterhaften Bilde (im Besitz der neuen Pinakothek in München) wiedergegeben.

[3]) R. G., geb. 29. Juni 1826 in Hüfingen in Baden.

[4]) W. v. L., geb. 20. Juni 1829 in München, gest. 8. Juni 1895 ebenda.

[5]) L. B., geb. 11. März 1831 in Offenbach a. M., an seinem 70. Geburtstage von seinem Landesherrn zum Professor ernannt.

[6]) Hendschel hat die Modell- und Atelierschüler in zwei geistreichen Blättern, worin alle Eigentümlichkeiten der Betreffenden schlagend gekennzeichnet sind, radiert.

dann Otto Scholderer[1]) und Julius Hamel[2]) aus Dillenburg; aus diesen allen ist etwas Tüchtiges geworden.

Bruder Philipp war als Bildhauer in Professor Zwergers Schule. Er modellierte im Auftrage seines Lehrers für die Kirche in Nied bei Höchst a. M. die lebensgroße Statue des Evangelisten Marcus, wofür er 30 Gulden erhielt. Auf die Frage, ob er nicht 50 Gulden bekommen könne, erwiderte ihm Zwerger: „O! was denkscht Du? Wie bischt Du domm? Dann hätt' i die Arbeit selber g'macht!“ Später hatte Zwerger für den alten Baron von Rothschild die Statuen in dessen Park an der Bockenheimer Chaussee zu renovieren übernommen und wurde von diesem nach der Herstellung mit noch anderen Künstlern zur Tafel geladen. Der Freiherr kam auf die Kosten der Arbeit zu sprechen und gab dem Professor zu verstehen, daß dieselben entschieden zu hoch seien. Sofort war Zwerger mit der Antwort bereit: „Herr Baron, das Esse(n) und der Wei(n) sind sehr guet g'wese(n), aber des wär' mir 'ne teure Proftemahlzeit, wenn i deswege(n) von mei'm Preis abgehe(n) sollt'. Nei(n), wir mache's so und dann sind wir quitt: „Sie (be)zahle(n) mir mein(e) Rechnung und i leg(e) für das Couvert 36 Kreuzer unter mein(en) Teller: so viel und net mehr geb' i für mei(n) Mitdagesse, wenn i ins Gaschthaus gehe(n) muaß. G'segnete Mahlzeit allerseits!“ erhob sich und ging.

Nun sah ich wieder auf meinem täglichen Weg die altbekannten Gestalten „berühmter Frankfurter“ ihren Frühgang um die Promenade machen: Da war der meist stumm und still dahinziehende „Weltweise“ Arthur Schoppenhauer[3]), „der Sonderling von Frankfurt“, wie er ehedem in Rom wegen seiner „mephistophelischen Witze“ genannt wurde, gefolgt von

---

[1]) O. S., geb. 25. Januar 1834 in Frankfurt a. M.

[2]) J. H., geb. 9. Februar 1834.

[3]) Arthur Sch., Dr. phil., geb. 22. Februar 1788 in Danzig, gest. 21. September 1860 dahier. Sein meisterhaftes Bildnis im 67. Lebensjahre, gemalt von Lunteschütz, ist im Städelschen Institut.

seinem weißen Pudel; der alte Stadtgärtner Sebastian Rinz[1]) in seinem breitkrämpigen niederen Hut, stets den Stock unterm Arm, die Promenade inspicierend; der hagere Afrikareisende Dr. Rüppel[2]); die Komponisten Schnyder von Wartensee[3]), Wilhelm Speyer[4]) und Heinrich Neeb[5]). Ferner Litterat Funck[6]), welcher, an der politischen Agitation in Deutschland in den 30er Jahren beteiligt, fünf Jahre auf dem Hardenberg bei Mainz gesessen hatte, aber trotzdem die schwarzrotgoldene Kokarde bis zu seinem Tode an der Mütze trug, deren Sturmband stets heruntergelassen war. Ihm schauten wir immer mit Bewunderung nach. Seine Wohnung hatte er im „steinernen Haus" auf dem Markt. Dann der bis zum Prälaten emporgestiegene „Geschichtsschreiber des deutschen Volkes", wie er von den Katholiken nach seinem Tode genannt wurde, Johannes Janssen[7]), mit seinen Freunden. Der derbe Buchhändler Carl Jügel[8]), dessen Frau, geb. Schönemann, die Nichte von Goethes Lili war; die Schauspieler: Hassel[9]),

---

[1]) S. R. feierte am 23. Oktober 1856 sein 50jähriges Jubiläum; geb. 11. Januar 1782 zu Heimhausen (Bayern), gest. 8. April 1861 dahier. Sein Bildnis für den Bürgerverein, von Prof. Jacob Becker 1857 gemalt, zeigt uns des schlichten Alten einnehmende Persönlichkeit.

[2]) Wilhelm Peter Eduard Simon R., Dr. med., geb. 20. November 1794 in Frankfurt a. M., gest. 10. Dezember 1884 ebenda.

[3]) Xaver S. v. W., geb. 18. April 1786 in Luzern, gest. 27. August 1868 dahier.

[4]) Carl Wilhelm Wolfgang S., geb. 20. Juni 1790 in Offenbach a. M. gest. 5. April 1878 dahier.

[5]) Heinrich Adam N., geb. 11. Dezember 1805 in Lich in Hessen, gest. 17. Januar 1878 dahier.

[6]) Johann Friedrich F., geb. 10. Februar 1804 in Frankfurt a. M., gest. 15. Februar 1857 ebenda.

[7]) Johannes J., Dr. phil., geb. 10. April 1829 in Xanten, gest. 24. Dezember 1891 dahier.

[8]) Carl Christian J., geb. 2. Mai 1793 in Düren bei Aachen, gest. 8. September 1869 dahier.

[9]) Samuel Friedrich H., geb. 9. September 1798 in Frankfurt a. M., gest. 3. Februar 1876 ebenda.

Leißring[1]) und Meck[2]); Maler Gerhard von Reutern[3]), kaiserl. russischer Obristlieutenant a. D., eine ritterliche Gestalt, der seinen rechten Arm in den Kämpfen bei Leipzig verloren. Von den Originalmenschen, welche die Straßen belebten, nenne ich Rabbi Livsen, genannt „Kannix", der durch die meisterhafte Radierung Albert Hendschels der Vergessenheit entzogen ist.

Meine Arbeiten wurden nun wesentlich besser; aber länger als bis zum Frühjahr hielt ich es doch nicht aus. Ich mußte hinaus ins Freie; das Verlangen, nach der Natur zu zeichnen, wurde immer mächtiger. Am liebsten ging ich ganz allein, da war ich ungestört. Verließ ich das Haus sehr früh, so steckte ich einen Zettel an mein Bett, woraus zu ersehen war, wohin ich gegangen sei und wann ich zurückkomme. Niemals hatte ich etwas anderes bei mir als ein Stück Brod, obgleich ich meist den ganzen Tag fortblieb; am Abend schmeckte mir das aufgehobene Mittagessen doppelt gut. Auf diese Art machte mir mein Fortgehen nie Schwierigkeiten; die Eltern ließen mich unbesorgt gewähren, und mein Vater, der nun wieder mein Lehrer war, hatte oft große Freude an meinen mitgebrachten Arbeiten. Meine Exkursionen führten mich nach dem Kuhhornshof und den Warten, nach Seckbach, Enkheim, Bergen, Vilbel, Hochstadt, Eschersheim, Dreieichenhain, Offenbach, Groß-Steinheim, Hanau und allenthalben in den Taunus, bis über den Feldberg nach Reiffenberg und Hattstein.

Eine im Jahre 1850 zu Pfingsten unternommene Studienreise nach Wiesbaden, mein längstgehegter Wunsch, bleibt mir der mancherlei Abenteuer wegen, welche sich dabei zutrugen,

---

[1]) Christian August Joachim L., geb. 23. Dezember 1777 in Sangerhausen, gest. 15. November 1852 ebenda.

[2]) Johann Leonhard M., geb. 7. Juli 1787 in Fürth, gest. 19. Januar 1861 dahier.

[3]) Gerhard Wilhelm von R., geb. 6. Juli 1794 in Köſthof in Livland, gest. 22. März 1865 dahier.

unvergeßlich. Es gefiel mir in der Heimat meiner Mutter so ausnehmend gut, daß ich viele Wochen bei meinem Paten[1]) verweilte, wodurch ich freilich seine Liebe auf eine harte Probe stellte; denn wir Frankfurter Enkel standen beim Großvater Scheurer nie so hoch im Kurs wie die Wiesbadener, was aber natürlich war, da er diese hatte heranwachsen sehen und von ihrer Liebe fest überzeugt war. Doch ich ließ mich dadurch — ich war damals 18 Jahre alt — nicht abschrecken, war klug und machte zu dem oft bösen Spiel gute Miene.

Von den Hütten (Häuser konnte man sie nicht nennen) der vergangenen Jahrhunderte waren damals noch nicht alle niedergerissen, die Spuren der echt bäurischen Ländlichkeit, „wo der Sauhirt Wiesbadens einst sein Oberonshorn ertönen ließ“, waren noch deutlich zu erkennen. In dem ältesten Stadtteil, der dicht an Großvaters Besitztum, den „Weilburger Hof“[2]) mit seinem baumreichen Garten stieß, trieb ich mich mit Vorliebe herum. Den Graben mit der kleinen warmen Quelle dicht am Schlachthause und den bis zum Uhrturm sich ziehenden Häusern zeichnete ich wegen der außerordentlich malerischen Partieen mit großer Freude. Welch interessantes Leben herrschte in dieser engen Gasse, wo wöchentlich der Viehmarkt abgehalten wurde. Nicht minder zogen mich die Marktstraße mit dem Rathaus und Brunnen, der enge Durchgang des Uhrturms nach dem Michelsberg und dem angrenzenden Teile um die zopfige Mauritiuskirche[3]) an. Dann war seitlich von der Langgasse „an der Heidenmauer“ der uralte, längst geschlossene hochgelegene Friedhof, ein wundervoller Platz. Oft ging ich durch das verrostete eiserne Thor die Steintreppe hinauf und

[1]) Joh. Friedrich Scheurer, geb. 10. April 1770 in Worms, gest. 14. Mai 1860 in Wiesbaden.

[2]) Die Witwe des letzten Gastwirts, Philipp Scheurer, verkaufte 1853 das gesamte Besitztum des Weilburger Hofes: Wohnhaus, Brauhaus, Hofraum, Scheuer, Kelterhaus, Wirtschaftsbau, Kegelbahn und Garten „an die Herrschaft“.

[3]) Abgebrannt Samstag Nachmittag, den 27. Juli 1850. Der Brand ist oben im Turm durch den Lötofen eines Spenglers entstanden.

suchte unter den hundertjährigen Linden die Grabstätten meiner da ruhenden Vorfahren mütterlicherseits auf. Auch die Umgegend durchstreifte ich; am häufigsten trieb es mich nach dem nahen Sonnenberg und Frauenstein wegen ihrer imposanten Burgruinen.

Auf weiteren Exkursionen kam ich nach Mainz, natürlich zu Fuß. Auch hier war es die Altstadt, welche mir besonders gefiel. Gleich beim Eingang von der Schiffbrücke das Fischthor und das Holzthor, weiter der Marktplatz mit dem Marktbrunnen, einem der schönsten Denkmäler deutscher Renaissance, dazu der großartige Dom — welche wundervollen Bilder!

Ohne mein Wissen geriet ich einmal bei meinen Wanderungen in das Festungsgebiet vor dem Gauthor, erstieg den Wall eines Vorwerkes, um, wenn ich etwas fände, zu zeichnen; denn die alten Mauern mit ihren massiven, reich mit phantastischen Wappenschildern verzierten Thoreingängen, die Gräben mit den aufgezogenen Brücken waren höchst anziehend. Wohlgemut da oben mit meinem Skizzenbuch stehend und mich an der Aussicht in den Rheingau ergötzend, wurde ich plötzlich von einem österreichischen Posten — ich hatte ihn gar nicht bemerkt — zu meinem nicht geringen Schrecken angerufen: „Wo(a)s wollen's hier? — Wo(a)s haben's hier sich umz'schaun?“ Zuerst dünkte es mich, als müsse ich fliehen, denn sofort hatte ich die höchst kritische Situation erkannt; doch als mir der Posten, der meine Absicht an der Bewegung erkannte, zugleich mit einem sehr bedenklichen Griff an sein Gewehr ein gebieterisches: „Ho(a)lt!“ zurief, welches Wort mir eiskalt über den Rücken lief, da gab mir wohl ein guter Geist den Gedanken ein, mich zu fügen, und ich stand wie angewurzelt. Nun wurde ich von der daher ziehenden Patrouille auf die Wache eskortiert. Zwar entließ man mich als absolut unverdächtig sehr bald ohne Bestrafung wegen Betretens der Festungswerke; doch weiß ich noch recht wohl, daß mir die Verhaftung als Spion höchst unbequem war, besonders da ich beim Verhör vor dem Festungs-

kommandanten mehr Heiterkeit erregte, als mir lieb war. Ich muß eine klägliche Figur gespielt haben.

Schon mehrere Wochen hatte ich in Wiesbaden geweilt, da machte ich mich eines Sonntagmorgens um vier Uhr auf, um die Meinen einmal zu besuchen. Zu Fuß ging es die Chaussee nach Erbenheim, an dem einsamen Wirtshaus „zum Wandersmann" vorbei, über Hattersheim und Höchst nach der Heimat. Einige Tage hielt ich mich auf und ging dann wieder denselben Weg zurück. Doch endlich war es Zeit, den mir lieben Ort zu verlassen. Vater und Philipp holten mich ab. Die Nacht um zwei Uhr waren sie von Frankfurt aufgebrochen; sie trugen dabei sechs Abgüsse von Großvaters Reliefbildnis, das Philipp nach der Natur modelliert hatte. Das war schweres Gepäck! Gegen Mittag kamen sie im Weilburger Hof an, wohl müde, aber doch munter; ja Philipp trug mit mir seine mitgebrachten Geschenke zu den Verwandten.

Gegen Abend traten wir den Rückweg an und gingen zur Abwechslung über die Ortschaften bis Hofheim, wo wir uns stärkten. Unsere Nachtwanderung verursachte nicht wenig Aufsehen: die Hunde schlüpften aus den Hofthoren und verfolgten uns mit ihrem Gekläff, und die Nachtwächter frugen nach dem Woher und Wohin. Keine Seele begegnete uns in der endlosen, zweistündigen Allee von Höchst zur Stadt. Am Eschenheimer Turm — es war eine wundervolle Sommernacht — saßen die österreichischen Jäger auf den Barrieren und schmauchten ihre Pfeifchen. Wir passierten mit einem Gruß das Thor. Nun noch die Promenade und nach der eisernen Hand; alles einsam, im tiefsten Frieden. Das Hündchen der Feldschützen schlug an, sie traten heraus und nach einem „Gute Nacht!" war wieder alles still.

Der Vater hatte von Wiesbaden ein Licht mitgenommen, um bei der Ankunft keinen Lärm zu machen. Ins Haus tretend meinte er, man könne es auch sparen, und wirklich, er steckte das Licht, das er sieben Stunden getragen, nicht an, wir

tappten im Dunkeln die Treppen hinauf. Mutter frug nur: „Nun, seid Ihr endlich da?“ Es war zwei Uhr! Philipp warf sich in den Kleidern aufs Bett, ich zog ihn aus. Der Vater und er hatten volle sechszehn Stunden gemacht. Unvergeßlich bleibt mir diese nächtliche Heimwanderung.

Von den Studien, welche ich während meines Aufenthaltes in Wiesbaden gefertigt hatte, hielt Vater mehr als ich erwartete; ja ich mußte sie, als Herr Thomas zu uns kam, herbeibringen. Dabei fiel aber die Kritik ganz anders aus, und gerade das mir am besten dünkende Opus aus Mainz, der Gutenbergplatz mit dem Dom, erfuhr wegen der perspektivischen Fehler, wenn auch schonend, doch so viel Tadel, daß ich sicher in meinem gekränkten Ehrgeiz, hätte man dies einem so sattelfesten Manne gegenüber wagen dürfen, recht mißgestimmt geworden wäre; so aber blieb mir nichts übrig, als das Machwerk zu vernichten.

Zuweilen hatte ich außer einigen Privatstunden noch einen kleinen Extraverdienst. Einmal war es eine Zeichnung „Frankfurt mit seinen Ortschaften und Warten“ in Ornamentenverbindung. Das klägliche Ding fand viel Beifall und verkaufte sich so rasch, daß ich es gleich nochmals fertigte und sogar für die doppelte Summe losschlug. Ein andermal war es für Herrn Dr. Zimmer in Sachsenhausen eine aquarellierte Zeichnung der „Untermühle“ bei Homburg v. d. Höhe, eines wunderbar poetisch gelegenen Plätzchens, das mir mit seiner weitästigen, uralten Linde viele Freude machte. Es war zur Winterszeit, als ich den Auftrag erhielt, und ich mußte mich daranhalten; denn als Geschenk für seinen Vater, den reformierten Pfarrer und Consistorialrat[1]) dahier, dessen Geburtsstätte die Untermühle war, mußte die Arbeit zu Weihnachten vollendet sein. Mehrmals fuhr ich — die Eisenbahn existierte noch nicht — im Postwagen hin und war stets den freundlichen Müllersleuten Zimmer, Verwandten

---

[1]) Johann Georg Z., geb. 11. Januar 1777, nach Frankfurt a. M. berufen 31. Juli 1827, gest. 6. Februar 1853 ebenda.

der Familie, willkommen; es war nach der kalten Fahrt bei hohem Schnee höchst behaglich in der warmen Stube, wo alles von dem Mehlstaub weiß war, wo man nur das Geklapper der Mühle, den gleichmäßigen Gang der Räder und dazwischen das Schellen des nach Nahrung verlangenden leeren Mahlkastens hörte. Die Arbeit war insofern nicht erfolglos, als sie des Bestellers und des Empfängers Lob erntete. Ich zeichnete auf Wunsch der Familie das Ganze nochmals und erhielt auch hier das Doppelte der für die erste Zeichnung gestellten Forderung. Das war keine Kleinigkeit, 100 Gulden einzunehmen! Obschon das Geld mein Eigentum war, mußte ich doch den größten Teil nach Mutters Bestimmung verwenden.

Noch eine Goldgrube eröffnete sich mir: Im Intelligenzblatt wurde ein Zeichner für anatomische Gegenstände gesucht. Rasch ging ich hin; es war im Caféhaus zum Mohrenkopf, „hinter dem Lämmchen". Als ich schellte, beschied mich eine mächtige Stimme von oben: „Treten Sie nur ein!" Im Zimmer erblickte ich eine gewaltige Dogge, die herankam, mich beroch und dann an der Thüre Posto faßte. Eine ganze Weile war ich so allein, als die Thüre energisch geöffnet wurde und eine Dame mit einem Herrn eintrat: er eine Hünengestalt mit kräftigen, doch nicht unschönen Zügen, äußerst dunkler Gesichtsfarbe, tiefschwarzem Haar und Schnurrbart, der echte Ungar, zu dem die vorher vernommene martialische Stimme paßte; sie das reine Gegenteil, heiter, anmutig, eine zierliche Blondine, die er mir als seine Frau vorstellte. Vor Überraschung wußte ich nicht, was ich von solchem Paar halten sollte; doch ihr ausnehmend höfliches Wesen und ihre Freundlichkeit lösten bald den Bann, der auf mir lag. Aus seinen Mitteilungen vernahm ich, daß er ein Arzt aus Wien sei — man erkannte den Österreicher unschwer am Dialekt — und sich hier aufhalte, um gemeinsam mit seinem Kollegen Dr. Ripps ein medizinisches Werk herauszugeben. Wir wurden über die Bezahlung von zwei Gulden pro Tag einig, wofür ich sechs



Die „schlimme Mauer“ zur Zeit Goethes (jetzt Stiftsstraße).

Stunden bei ihm zu arbeiten hatte; und ich begann sofort trotz meiner Unkenntnis derartiger Dinge, durch meine Genauigkeit unterstützt, zu seiner Zufriedenheit zu zeichnen. Ich äußerte, es sei mir nicht angenehm, vorhin hier, wo die vielen Sachen lägen, allein gewesen zu sein. „O“, sagte er unter Lachen, „da war alles sicher! Mein Leo ist Wächter! Hätten Sie nur etwas angerührt, er hätte unfehlbar, wie ich hereinkam, an Ihnen herumgeschnuppert; da hätten keine Ausreden genützt. Der Hund läßt jedermann herein, aber niemand Fremdes ohne meine Zustimmung hinaus.“

Es begann nun eine Thätigkeit für mich, vor welcher, wenn ich gewußt hätte, was es alles war, ich mich gesträubt haben würde; so aber zeichnete und malte ich darauf los, bekam jeden Abend meine zwei Gulden und dünkte mich dabei ein Krösus. Es wurde jedoch bald mehr von mir verlangt. Ich sollte im Senkenbergianum Präparate nach der Natur darstellen; auch darein willigte ich unter der Bedingung, daß mir niemals gesagt werde, was für Teile des Menschen es seien.

Mein Weg dahin, die „schlimme Mauer“, führte mich meist an dem Teil vorüber, wo das Goethesche Märchen „der neue Paris“ spielt. Alle die Stellen, die darin so verlockend beschrieben sind, waren damals noch vorhanden; jetzt ist alles vernichtet, sogar der Name „schlimme Mauer“ (denn „es ist dort“, wie der Dichter sagt „niemals ganz geheuer“) ist in „Stiftstraße“ umgewandelt.

„Über die hohe Mauer ragten die Äste uralter Nußbäume herüber und bedeckten zum Teil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine Nische, in welcher ein Brünnchen stand, dessen Wasser sich in ein Becken ergoß und in der Erde verlor.“ Hier war das im Traume gesehene „Pförtchen“, durch welches sich ihm im Märchen „der Blick in den Garten eröffnete, der Platz mit den alten Linden, die, regelmäßig von einander abstehend, ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Ästen bedeckten, so daß die zahl-

reichsten Gesellschaften" — die nun die Pfründner des Bürgerhospitals waren — „in der größten Tageshitze sich darunter erquickten."

Dann weiter das malerische Gewinkel der mancherlei Bauten des Senkenbergianums, die an die Mauer grenzend wie versteckt hinter dem Eibenbaum hervorlugten. Alles dies mit dem in die Luft ragenden Eschenheimer Turm gab ein anziehendes Bild der Altstadt zu Goethes Zeit![1])

Von der Straße in den altertümlichen Hof tretend, gelangte man durch ein hohes eisernes Thor in den botanischen Garten[2]), in dessen Mitte mir ein Marmorbassin auffiel, das mich sofort an den neuen Paris, der hier sein neckisches Spiel weitergetrieben, erinnerte. Ich verweilte, mir das anmutige Märchen im Geist zurückrufend, träumerisch an der Stelle, in deren klarer Tiefe zwischen hohem Schilf „eine große Anzahl Gold- und Silberfische sich herumtrieb".

Die Anatomie, ein Pavillon, dessen Kuppel Freund Hein mit dem Stundenglas und der Hippe als Wetterfahne zierte[3]),

---

[1]) Für mich hat das Bürgerhospital noch heute besondere Anziehung; denn laut Urkunde wurde „am 14. Juni 1775 die Uhr mit vier Zifferblättern und Stunden- und Viertelstundenschlag in dem Turme des Hospitals aufgestellt." Sie kostete 300 Gulden und trägt auf dem oberen eisernen Stab des Gestelles die Inschrift: „Anno 1775 ist diese Uhr allhier verfertigt worden von Johann Friedrich Carl Hoff, Stadtuhrmacher (meinem Urgroßvater) auf des Herrn Hofrat Senckenberg gestiftetes Bürgerhospital".

[2]) Hier gedenke ich des mit unserer Familie befreundeten Dr. med. Professors Johann Georg Wolfgang Fresenius, geb. 25. September 1808 in Frankfurt a. M., Lehrers der Botanik am Senkenbergschen Institut seit 1831, Verfassers der Flora von Frankfurt, gest. 1. Dezember 1866 dahier, und des Stiftsbotanikus Heinrich Ohler, geb. 4. Mai 1803 in Niederrad, der am 1. Mai 1818 als Lehrling in den botanischen Garten eintrat und 1868 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, gest. 21. Juni 1876 dahier.

[3]) Auch dieses sinnvolle, künstlerisch äußerst feine Wahrzeichen der Anstalt wurde entfernt; den Anwohnern schien der Anblick, der sie fortwährend an das ernste „Mensch, bedenke dein Ende!" erinnerte, nicht mehr zeitgemäß.

war der Raum, in welchem ich nun mit mehreren Ärzten gemeinsam an einem Tisch arbeitete. Einer der Herren, Dr. med. Schiff[1]), machte seine schauerlichen Studien an Fröschen, die er durch die Schwimmhaut unbarmherzig auf Holzplättchen festnagelte und durch Entziehung jeglicher Nahrung auf ihre Lebensfähigkeit prüfte. Die armen Tiere dauerten mich ungemein, besonders wenn von Tag zu Tag ihr Quaken schwächer ward; jeden Morgen wurden sie durch eine ätzende Flüssigkeit neu belebt, bis sie endlich jammervoll endeten.

Einmal mußte ich den Weg durch die Abteilung, in welcher Professor Lucae[2]) sein Wesen trieb, nehmen. Ein furchtbarer Geruch machte mich fast ohnmächtig. Im Vorbeieilen sah ich von den mit Linnen bedeckten Körpern, die sich bei Lebzeiten mit Haut und Haar an die Anatomie verhandelt hatten, unter den Laken einen Armstummel hervorstehen, an einem anderen Seciertisch ein zersägtes Bein. Ein entsetzlicher Anblick! In meiner Angst, den Weg wieder zurück gehen zu müssen, fand ich zu meinem Glück, daß hinter dem Schrank in dem Raum, wo ich mich befand, ein Fenster war, rückte denselben ab, öffnete das von Spinnweben umzogene, jahrelang geschlossen gewesene Fenster, stieg hinaus und eilte in meinen Pavillon.

Auch verschiedene mit meinen Brotherren in Verbindung stehende Leute hatte ich aufzusuchen. Da war ein Wundarzt Namens Schmaus in der Stelzengasse, im Hofe des Schmiedmeisters Schölles. Ich traf ihn in seiner Küche, wo er um

[1]) Es ist dies der in Stoltzes „Kapp" besungene „David", der nachmalige Professor der Physiologie in Genf, geb. 28. Januar 1823 in Frankfurt a. M., 12. April 1871 aus dem preußischen Staatsverband entlassen, gest. ? in Genf.

[2]) Dr. med. Joh. Christian Gustav L., geb. 14. März 1814 in Frankfurt a. M., Lehrer der Anatomie am Dr. Senckenbergschen Medicinischen Institut seit 1851, gest. 3. Februar 1885 dahier. Auch Lucaes Kollege Dr. phil. Rudolph Christian Böttger, geb. 28. April 1806 in Aschersleben, Professor der Chemie und Docent am Physikalischen Verein seit 1835, der am 1. Oktober 1878 sein 50jähriges Lehrerjubiläum feierte, gest. 29. April 1881 dahier, muß genannt sein.

einen großen Messingkessel, in welchem etwas brodelte, hantierte. „Was haben Sie da?" — „Lassen Sie es stehen, das ist nichts für Sie!" — „Nun, man wird's doch sehen dürfen?" — „Ei, da sehen Sie sich's an!" — Ich öffne den Kessel und sehe zu meinem Entsetzen einen männlichen Kopf mit Bart. Das plötzliche Emporschnellen, durch die Wegnahme des Deckels verursacht, machte den Eindruck, als wollte er sich wie beim Schwimmen über Wasser halten: ein grausiger Anblick! Ich eilte bestürzt fort und ging nicht wieder hin. Es war auch für mich keine Verpflichtung mehr da, denn obschon die Arbeiten noch nicht beendet waren, mußte die Fortsetzung eingestellt werden, weil den Herren die Mittel ausgingen; ja ich hatte ohnehin mit mehr als 100 Gulden das Nachsehen.

Wiederholt trieb es mich fort in den Taunus; doch wollte ich auch einen anderen Teil, das Lorsbacher- und das Fischbacher Thal, wo ich noch nie gewesen war, von deren romantischer Schönheit ich aber schon viel gehört und manches Bild gesehen hatte, kennen lernen. Der Weg dahin führte über Hattersheim und Kriftel zunächst nach Hofheim, wo ich mich im Goldenen Löwen bei dem lustigen Wirte Seelig einlogierte. Alsbald schickte ich mich zum Zeichnen aus meinem Fenster an; denn ein ungemein lebendiges Bild entfaltete sich da dem Künstlerauge. Niemals habe ich ein reicheres Motiv gefunden als die hier über eine hohe Treppe zu erreichende hübsche gothische Kirche, umstanden von alten Akazien, dicht dabei ein immer plätschherndes Brünnchen, an welchem beim Abendgeläute das heimkehrende Vieh zur Tränke ging, und eine stets belebte Schmiede.

Der Ortsdiener Messer, der sogenannte „Ausscheller", wünschte, mit seiner Frau von mir für seinen Sohn in Amerika „abgemalt" zu sein. Ein Prachtexemplar von einem Ehepaar. Sie hielten still wie angenagelt, und so geriet das Bild gar nicht übel; wenigstens hatten sie ihre Freude daran, zeigten es jedermann, um zu hören, ob es auch zu erkennen sei, und be-

zahlten gern ihren „Brawänner“[1]), welcher aus der Kommode, wo er als Sparpfennig mit anderen in einem wollenen Strumpf verwahrt gelegen, ans Tageslicht gefördert wurde. Nie werde ich vergessen, wie der stattliche Mann in seiner Amtstracht die Straße heraufkam, vor dem Wirtshause schellend stehenblieb, vorsichtig den Klöppel zur Ruhe brachte und also anhub: „Es werd erwähnt! Es werd nochmals erwähnt! Es werd bekannt gemacht: do driwwe an der Bach, do hot's Wasser schro Ärwet gemacht, do sellt Ihr ebbes dhaun! Beim Bormäster abgewwe!“

Über die alte Steinbrücke dem Gold- oder Schwarzbach nach, führt der Weg an Mühlen, halb in Erlengebüsch versteckt, vorbei in das Dörfchen Lorsbach, an dessen Anno 1768 erbautem Kirchlein ich über der Eingangsthür die Inschrift las:

„Las diesen Tempel Gott der Andacht offenstehn,
Und spathe Enkel ihn nach tausend Jahren sehn“.

Die Straße verzweigt sich hier; ich wählte den Weg, der durch den hohen Buchenwald nach Eppstein führt. In der Mitte stürzt ein Bach herunter und teilt fast schluchtenartig den Wald. Ich verfolgte den Lauf und entdeckte eine Quelle. Liebliche Einsamkeit herrschte hier.

Eppstein entzückte mich so, daß ich mehrere Tage da verweilte. Mein Quartier war im Goldenen Hirsch beim Wirt Guckes, der mich schon unterwegs beim Zeichnen getroffen und angesprochen hatte, bei ihm zu wohnen.

Der Gang durch den Ort, der allenthalben die Burg zeigt, überraschte mich. Soll ich den Weg unter den Akazien nach dem „Bienberg“ und weiter die Burg hinauf beschreiben? das reizende Eingangspförtchen mit den daranstoßenden Burggärtchen? das Kapellchen und den Hof bei der Wohnung des Försters? den netten Bewohner Mauer, der als Burgwart da oben hauste und dessen Nachkomme dies Amt noch heute verwaltet? die Aussicht vom Turmaltan nach Königstein und

[1]) Brabanter Thaler.

Falkenstein, wohin ich bald meine Schritte lenkte? Es wäre zu viel! Genug, es ist ein wundervoll poetischer Aufenthalt!

An der idyllisch gelegenen Ölmühle vorbei kam ich in das Fischbacher Thal, nach Schneidhain, von wo der Weg merklich steigt und sich über einen weiten Wiesenplan bis fast an den Fuß der Festung Königstein zieht. Von hier hatte ich die Veste noch nicht gesehen. In dem Städtchen gefiel es mir sehr, und ich zeichnete emsig, besonders das alte, malerische aus Holz konstruierte Rathaus mit seinem Durchgang.

Manchen Streifzug machte ich in die Umgegend; dabei traf ich einmal im tiefen Waldesdunkel eine Zigeunerbande, die inmitten ihrer Wagenburg ein Lager aufgeschlagen hatte. So allein ging ich nicht ohne ein unheimliches Gefühl an ihnen vorbei; doch durch ein Geschenk an die zu mir eilenden bettelnden Kinder schützte ich mich wenigstens vor Feindseligkeit. Die Fiedel ertönte, Frauen machten sich mit der Wäsche zu thun, die Pferde grasten abseits. Es war ein buntes Durcheinander, das mich trotz der Eile, aus ihrem Gesichtskreis zu kommen, ungemein interessierte.

Auch nach Altenhain kam ich. Auf dem hochgelegenen Kirchhof weilte ich lange, die alten Grabschriften boten neben hohem Ernst manches Ergötzliche. Da zeigte eine den Schmerz eines Gatten in folgendem wohl selbstverfaßten Vers:

„Trauert Vater mit vier Kinder,
Selbst der Schmerz, der ist nicht minder,
Weil man die Mutter hat vermißt,
Die so früh gestorben ist."

Und eine andere, wahrscheinlich einem Waffengefährten gesetzt, lautete:

„Für Gott, für König und Vaterland
Zog er ja stets in Streite,
In Östreich und in Ungarn stand
Er stets mir treu zur Seite."

Cronberg, das immer wieder neue Cronberg, war das Ziel meiner Wanderung. In meinem alten Quartier beim Metzger Renker kehrte ich wieder ein. Ich wurde mit den Malern, die da bleibenden Aufenthalt genommen, bekannt; die weit älteren Herren kamen mir äußerst freundlich entgegen. Es waren Dielmann[1]), Rumpf[2]) und Burger[3]), drei Meister die gut zusammenhielten. Rumpf wohnte mit seiner Familie vor dem Thor am Ausgang der Eichenstraße, die beiden anderen im Schwarzen Adler; ich gedenke noch gern des hübschen zweistimmigen Gesanges, den Burger und seine junge Frau abends zur Zitherbegleitung aus ihrem Fenster ertönen ließen. Der Tanzsaal ist noch mit Landschaften und Figuren von den Cronberger Künstlern jener Zeit, denen sich die späteren anschlossen, geschmückt.

Welche reizenden Sachen sind dort von diesen drei Genossen geschaffen worden! Solch liebevolles Versenken in das kleine Getriebe des Lebens, wie sie es in vielen ihrer vortrefflichen Bilder brachten, war so recht nach meinem Sinn.

---

[1]) Dielmann, Jacob Fürchtegott, geb. 9. September 1809 in Sachsenhausen, gest. 30. Mai 1885 dahier. Sein wohlthuendes Bildnis in voller Manneskraft, gemalt von Bennert, ist im Städelschen Institut. Arbeiten: Bauernhof an der Ahr mit dem von Kindern umstandenen Korbflechter, Wäscherinnen am glitzernden Bach in Dausenau a. d. Lahn, der Kesselflicker, Waldrand bei glühendem Sonnenuntergang mit weidender Schafherde; das Cronberger Schloßthor, Straßenansicht in Aßmannshausen a. Rh. An Aquarellen: Der Engelthalerhof in der Töngesgasse, das Gelnhäuser Brauhaus in der Lindheimer Gasse und das Thor zu Münzenberg; alle mit reizenden Figurengruppen.

[2]) Rumpf, Philipp, geb. 19. Dezember 1821 dahier, gest. 16. Januar 1896 ebenda. Arbeiten: Eine Fülle von Familienscenen in reizenden Darstellungen, Ölbilder und Aquarelle, und nicht zu vergessen die feinempfundenen Radierungen: seine Frau, ihr Kind tränkend, herzend, küssend, das Kind schlafend und erwachend.

[3]) Prof. Burger, Anton, geb. 14. November 1824 dahier. Arbeiten: Die goldene Gerste in der Fahrgasse, der Kutscherhof auf der Friedberger Gasse, Krämerladen in Cronberg, Wirtsstube im Schwarzen Adler in Cronberg, die kranke Geiß, alte Frau am Sonntagmorgen in der Bibel lesend.

Eugen Peipers, damals noch Junggeselle, bewohnte das rechts in der Hainstraße alleinstehende, durch hölzerne Pfosten und Kopfbänder getragene achtseitige, nette Gartenhäuschen, zu welchem man auf einer außerhalb sich windenden Stiege gelangte. Bei ihm traf ich außer Pose, Dielmann und Rumpf Veits Sohn Friedrich, einen österreichischen Offizier. Dann wohnten noch im „Adler" Ernst Schalck und Leighton, mit welchen ich oft hinausging, Studien zu machen. Leighton zeichnete wundervoll. An den Spaziergängen der kleinen Künstlerschar durfte ich mich beteiligen. Des fidelen Ganges nach Falkenstein, wo mitten auf der Chaussee Dielmann den Einfall bekam, „Reiter" zu spielen, gedenke ich gern. Jeder — es waren noch dabei die Kupferstecher Eisenhardt und Siedentopf und Kunsthändler Prestel[1]) — holte sich aus dem nahen Wald einen langen Stecken als Pferd; Dielmann kommandierte, und nun ging es durch den dicksten Staub in allen Gangarten, bald im Trab, bald im fliegenden Saus dahin. Komisch war es anzusehen, wie diese alten Knaben in Lust und Scherz aufgingen. Zum Rasten ging's dann nach Falkenstein in die Kneipe mit der dicht unterm Schloßberg gelegenen Kegelbahn. Der Gang nach Niederhöchstadt in das Gasthaus „Zum grünen Baum", wo ebenfalls die Kegelbahn ihre Anziehung übte und wöchentlich einmal zum Besuch lockte, birgt ebenso heitere Erinnerungen. Manche der Künstler glaubten, sich da durch ihr Konterfei auf der Wand zu verewigen; doch der Nachfolger wollte saubere, glatte Wände und ließ die Porträtgestalten überstreichen.

In Frankfurt zog mich stets die Altstadt an; mit Vorliebe zeichnete ich die Höfe mit den offenen Galerien: der badische Hof am Fürsteneck, die Reichskrone, der gelbe Hirsch, die Stadt Cassel, der rote Hof und der Junghof waren reiche Fundgruben. Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen einer Zeichnung des Eingangs zum Pfarrturm. Das sehr malerische,

[1]) Ferdinand P., geb. 14. März 1826 dahier, gest. 1. Novbr. 1890 in Homburg v. d. Höhe.

wenn auch nicht im Stile des Domes erbaute Häuschen, in welchem durch die Thüre der Anfang der Turmtreppe und die Seile zu sehen waren, machte ich mit der größten Genauigkeit. Der liebe Vater besuchte mich öfters, wenn er in das Gymnasium ging; ja er erfreute sich so an meinem Opus, daß er seine Schüler zu mir schickte, sich dasselbe anzusehen.

Eines Tages, als ich von solchem Gange heimkehrte, sah ich zwei äußerst feingekleidete junge Herren an unserem Thore stehen; sie sahen in ihren schwarzen, altdeutschen Röcken und den breitrandigen Calabreserhüten fast beneidenswert aus. Das müssen Künstler sein! dachte ich. Und richtig, sie wollen zum Vater und hatten sich an allen Häusern der Straße nach einem Kupferstechfenster umgesehen, wodurch sie ihn denn auch fanden. Sie kamen von Dresden, hatten ein Empfehlungsschreiben von Professor Krüger und Grüße von Ludwig Richter. Der ältere, Albrecht Bräuer[1]) aus Breslau, von gedrungener Gestalt, mit schwarzem, wallendem Haar, scharf geschnittenen, etwas trotzigen Gesichtszügen, platter Nase und breitem Mund, erinnerte sofort an Beethoven; der andere, Hermann Pistor[2]) aus Mecklenburg-Strelitz, schlank von Statur, mit Adlernase und besonders feinem Munde, war eine vornehme Erscheinung. Ihr Wunsch, in Schnorrs Schule zu treten, war aus Mangel an Platz unerfüllt geblieben; so kamen sie hierher in der Hoffnung, Schüler von Veit oder Steinle zu werden.

Es waren eigenartige Menschen, die in vielen Beziehungen auf mich und Bruder Philipp entscheidenden Einfluß übten. Wir wurden bald gut bekannt. Oft kamen sie in unser Elternhaus und verbrachten mit uns auf die ungezwungenste Weise die Abende, die fleißig zum Musizieren verwandt wurden. Ihr taktvolles Wesen und ihr begeistertes Streben für die Kunst, bei schon tüchtigem Können, ward uns ein rechter Sporn.

---

[1]) Prof. B., geb. 14. Mai 1830 in Breslau, gest. 7. Sept. 1897 ebenda.
[2]) P., geb. 25. Oktober 1833.

Das Empfehlungsschreiben von Professor Richter an Herrn Thomas, datiert vom 25. April 1852, will ich, da es zur Bestätigung der Vorzüge Bräuers nicht unwichtig ist, beifügen.

„— — — Diese Zeilen überbringt Dir Herr Bräuer aus Breslau, der seit einigen Jahren die hiesige Akademie besucht hat und sich aus besonderer Neigung zu Prof. Steinle und Veit nach Frankfurt begiebt, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Er ist recht talentvoll und brav und von christlicher Gesinnung, und besonders der letzteren wegen hat er mich gebeten, ob ich ihn nicht an Jemand weisen kann, der ihm vielleicht mit Rath beistehe, weil er in Frankfurt ganz unbekannt ist. Vielleicht kannst Du ihm nützlich sein, und wenn Du es kannst, so bedarf es meiner Bitte nicht, da mir Deine Liebe bekannt ist. — — —"

Mit Bräuer und Pistor beteiligte ich mich an dem Maifest der Künstler auf Schloß Auerbach am 28. Mai 1852. Ich erwähne dies, weil es das einzige für mich wirklich schöne Zusammensein mit einer großen Künstlerschar war. Es vereinten sich da die Frankfurter und Darmstädter Kunstgenossen. Ein unvergleichlich froher Zug schritt unter Vorantritt der Musik und des Banners der Frankfurter[1]), auf welchem Kaiser Maximilian Albrecht Dürer das Künstlerwappen verleiht, durch die lange Straße Auerbachs und das Hochstätter Thal hinauf zur Ruine des alten Schlosses. An der einstigen Zugbrücke traten uns in Tannenreisig gehüllte Gnomen unter Führung des Kupferdruckers Felsing aus Darmstadt, nach dem Begehr der Ankömmlinge fragend, entgegen und zogen mit uns in den Burghof ein.

Mächtig große Statuen[2]) belebten die baumreichen Räume des Herrenbaues, sie vergegenwärtigten die großen Meister der Kunst: van Eyck, Masaccio, Lionardo, Rafael, Michelangelo, Titian, Dürer, Holbein, Rubens, van Dyck und als Nestor

---

[1]) Gemalt von Heinrich Hasselhorst.

[2]) Von Darmstädter Künstlern ausgeführt.

der neudeutschen Kunst in Rom — Anton Koch. Ein Fresko, den Frühling darstellend, welcher die huldigenden Gestalten der drei Künste empfängt, während der alte Auerbacher den Maitrank bereithält, war durch die beiden Steinleschen Schüler Gamba[1]) und Leighton geschaffen.

Von Professor Hessemer, dem beredten Meister, wurde die Bedeutung des Tages poetisch erklärt und mit den Worten eingeleitet: „Der Blütenmond hat uns zum Fest geladen!" In der Mitte des Hofraumes erfolgte mit vereinten Kräften die Aufrichtung des mit einem blühenden Kranze geschmückten Maibaumes, welchen der Redner als „wurzellos" mit dem gleichfalls wurzellosen Christbaum verglich. Dichter Qualm stieg aus der Grube, man vermutete unterirdische Geister. Fritz Metz[2]) stieg hinunter, verhandelte mit dem Berggeiste, der darauf beruhigt die Gäste mit einer Gabe bedachte, einem Kästchen, welches glänzende Denkmünzen mit dem AD Wappen enthielt, von welchen jedem eine an blauweißem Bändchen angesteckt wurde. Nachdem an dem Maibaum die Flagge der Darmstädter, das von einem Adler und einem Löwen gehaltene Künstlerwappen, aufgehißt war, umtanzten alle denselben mit Gesang und Reigen. Auch die große Maximiliansflagge wurde auf dem Turme aufgerichtet und das Schloß somit für diesen Tag von den Künstlern in Besitz genommen. Laut rauschte das große Banner in schönen Bewegungen über der Burg. Ich stieg mit dem lieben Adolph Schmitz[3]) aus Darmstadt auf die Plattform des Turmes, und wir hielten Umschau über die Wipfel nach den Bergen des Odenwaldes, dem Melibokus und dem Felsberg. Die weite Rheinebene bis zu den Vogesen und dem Taunus und unter uns im grünen Buchenwald die

---

[1]) Aus Turin.

[2]) Franz Hieronymus Friedrich M., Landschaftsmaler, geb. 1821 in Mainz, gest. 3. Juni 1901 in Frankfurt a. M.

[3]) Professor Heinrich A. S., geb. 4. Juni 1825 in Darmstadt, gest. 20. März 1894 in Düsseldorf.

Ruine mit den vielen fröhlichen Menschen — ein unvergeßlicher Anblick!

Ein kleines Festspiel verfehlte seinen Eindruck nicht: Aus dem Gemäuer der Burg traten die kostümierten Figuren Winter und Frühling, (Dominik Mosler und August Humbert), welche in Versen ihre Freuden schilderten, bis endlich der vom Lenz verjagte Winter sich in das Innere der Ruine flüchtete. Unter den Bäumen des Burghofes vereinigte uns eine lange Tafel. Hier konnte man endlich die Ausgezeichnetsten der älteren Herren mit Ruhe genießen und sich ihre Persönlichkeit, ihre Eigenheiten in Sprache und Gebärden einprägen; denn jeder, hoch oder gering, mußte seinen Namen sichtbar tragen. Da waren außer der Administration des Städelschen Kunstinstitutes Inspektor Passavant, Eduard Steinle mit seinen Schülern, von welchen der Tyroler Joseph Bucher durch sein Äußeres an Albrecht Dürer erinnerte, Eduard v. d. Launitz, Zwerger, Jacob Becker, Morgenstern[1]), Pose, Heerdt[2]) und Gräff[3]); die Brüder Kupferstecher und Kupferdrucker Felsing[4]), Lucas[5]) aus Darmstadt und Scholl[6]) aus Mainz.

Die große Zahl der Trinksprüche eröffnete das weitschallende Hoch auf Se. Königl. Hoheit den Großherzog Ludwig III. von Hessen, der die Burg so freundlich überlassen

---

[1]) Professor Carl Morgenstern, Landschaftsmaler, geb. 25. Oktober 1811 in Frankfurt a. M., gest. 10. Januar 1893 ebenda.

[2]) Joh. Christian Heerdt, Landschaftsmaler, geb. 4. Mai 1812 in Frankfurt a. M., gest. 1. Juni 1878 in Bockenheim.

[3]) Engelhard Gräff, Xylograph, geb. 24. Dezember 1807 in Frankfurt a. M., gest. 16. Juli 1878 ebenda.

[4]) Prof. Georg Jacob Felsing, Hofkupferstecher, geb. 22. Juli 1802 in Darmstadt, gest. 9. Juni 1883 ebenda. — Heinrich Felsing, Kupferdrucker, geb. 18. September 1800 in Darmstadt, gest. 29. März 1863 ebenda.

[5]) August Lucas, Landschaftsmaler, geb. 1803 in Darmstadt, gest. 1863 ebenda.

[6]) Joh. Baptist Scholl, Bildhauer, geb. 1818 in Mainz, gest. 7. April 1892.

hatte. Dem folgte eines auf den Begründer der letzten Kunstperiode in Deutschland, König Ludwig I. von Bayern.

Das Fest wurde durch ein schön lithographiertes Gedenkblatt von Hasselhorst verewigt. Viele dabei mitwirkende Persönlichkeiten, wie Kupferdrucker Felsing, Professor Hessemer, die Maler Mosler und Humbert, sowie die mehr komischen Erscheinungen der kostümierten Kunstreiter und Seiltänzer Adolph Schreyer, Ernst Schalck und des Fahnenträgers Wilhelm Kingenheimer[1]), sind zwischen den architektonischen Feldern der Burg angebracht. Eine schöne Erinnerung für alle, die den Tag mitfeierten.

Pistor kehrte zu Anfang 1853 in seine Heimat zurück; ich hörte kaum wieder von ihm. Dagegen wurde mein Verkehr mit Bräuer immer reger. Er hatte sich, da leider auch bei Steinle im Städelschen Kunstinstitut kein Platz war, im nahen Junghof*) ein Atelier gemietet, wo ihn nun der Meister besuchte. Es war ein herrlicher Raum in einem alten Patrizier-

---

[1]) Wilhelm K., geb. 30. September 1830 in Frankfurt a. M., gest. 8. November 1863 ebenda.

*) Im Junghof wohnten mancherlei Menschen, welche mich durch ihr Thun und Treiben interessierten. Maler Höffler[1]) — die Familie war mit uns befreundet — hatte da ein Zeichneninstitut, dessen Erfolg durch sein praktisches Können außerordentlich war. Dann das Institut Schmiedl für Mädchen besserer Stände, wo mein Vater unterrichtete und die Schwester Sophie Schülerin war. Nach Verlegung der Anstalt zog in die Räume der alte Polizeiwachtmeister und Gendarmeriekommandant Dietz[2]), der manche Schlacht unter Napoleon mitgemacht und nun im Ruhestand seine Freude an seiner Geranienzucht hatte. Mit diesem auf einem Flur der kleine fidele Maler Philipp Reinermann[3]), mit dem ich gern verkehrte, und an dessen Naturstudien, meist Architekturen, ich mich oft wahrhaft erfreute.

[1]) Heinrich Friedrich H., geb. 29. März 1793 in Frankfurt a. M. gest. 15. Mai 1844 ebenda.

[2]) Andreas D., geb. 30. Juni 1780 in Mainz, gest. 14. Dezember 1864 dahier.

[3]) Joh. Ph. R., geb. 26. Februar 1812 in Wetzlar, gest. 17. Juli 1882 dahier.

hause, dessen Fenster nach dem Garten[1]) des damaligen Kiefhaberschen Mädchenpensionats im roten Hof gingen, wodurch es ihm möglich war, die vielen feinen, munteren Geschöpfe bei ihren Spielen zu beobachten. Es hätte da, wenn ihn nicht früher als er ahnte, „der Mangel wie ein gewappneter Mann übereilt" hätte, ein idyllisches, behagliches Leben werden können; doch dieser stand schon vor der Thür und brachte ihm unendlichen Kummer und viel trübe, keineswegs unverschuldete schwere Tage. Dabei hinderten, trotz ernster Gesinnung, unberechenbare Launen und Stimmungen ihn, der nur seiner Phantasie lebte, der jedes Verweilen bei den Dingen, die seine Existenz angingen, floh, nur zu oft an geordnetem Schaffen[2]).

Mit dem, was Bräuer in jener Zeit fertigte, legte er ein Zeugnis seines Könnens ab, sodaß ihm Steinle bald freien Eintritt in das Städelsche Kunstinstitut verschaffte; solchen Schüler wollte sich der Meister nicht entgehen lassen. Schon die von Dresden mitgebrachte stilvolle Arbeit, Thor, der höchste Gott in der Natur, eine aquarellierte Federzeichnung, bahnte ihm unschwer den Weg: der Alte, eine gewaltige Gestalt in rotem Haar und rotem Bart, wie er mit der Kraft seines Hammers Felsen zermalmt und Blitz und Donner erzeugt. Als erste Hauptarbeit begann er hier „die Geburt Christi", ein großes, figurenreiches Ölgemälde, wovon der in gleicher Größe gezeichnete Karton und die Ölskizze bekundeten, daß er der Ausführung gewachsen war, und so ward es denn auch in allen

---

[1]) Es ist der Garten der jetzigen Katharinenschule in der alten Rothofstraße, in welchem aber die alten schattigen Bäume und schönen Plätze fehlen.

[2]) Es war die Zeit, in welcher die ersten Lieferungen von Schnorrs Bilderbibel erschienen. Ungemein begeistert wurde dieses Werk aufgenommen, und Bräuer erwarb es trotz seiner geringen Mittel sofort. Auch Bechsteins Märchenbuch, von Ludwig Richter illustriert, sah ich bei ihm zuerst, und wir freuten uns gemeinsam an den reizenden Sachen, die im Holzschnitt so unübertrefflich wiedergegeben sind.

Teilen ein durchgeführtes Bild[1]), dessen innerer Wert den Adel seiner Künstlernatur darlegte.

Damals war ich wohl der, welcher am festesten zu Bräuer hielt, ihn trotz seiner Schwächen liebte und dadurch ohne Zwang sein Herz gewann, so daß er sich für mein Weiterkommen mehr und mehr interessierte und mir riet, nach Dresden zu Professor Ludwig Richter zu gehen. Das schien mir das Richtige, denn in der Heimat stellten sich mir immer neue Schwierigkeiten in den Weg; war mir doch auch mein Entschluß, unter Professor Schäffer die Kupferstechkunst oder vielmehr das Radieren zu erlernen, durch Intriguen vereitelt worden. Jedenfalls wäre ich dem Radieren am ersten durch meine Art und Weise, die Natur wiederzugeben, gewachsen gewesen, weit mehr als dem Malen, wie mir denn auch später kein Geringerer als Professor Richter, als er meine nach der Natur gezeichneten Sachen sah, „ans Herz legte, etwas der Art hervorzubringen;“ oder wie mir mein Freund Friedrich[2]) in Dresden schrieb: „Dich habe ich immer bewundert und nur bedauert, daß Du bei Deiner außerordentlichen Begabung, Architekturen mit so sicherem, schnellem Strich fest hinzuzeichnen, nicht radiert hast.“

Gern willigte der gute Vater in mein Fortgehen; ja er hatte es mir früher selbst schon auf einem Frühlingsgang, gerade Ludwig Richter dabei nennend, in Aussicht gestellt. Sofort wandte er sich an seinen römischen Jugendfreund. Die Antwort kam rasch und fiel scheinbar zu meinen Gunsten aus; denn der Meister wähnte, ich sei schon weiter vorgeschritten, als es in der That der Fall war. Er schrieb:

„Lieber theurer Freund!

Deine lieben Zeilen, welche mir Dein lieber Bruder gebracht hat, haben mich recht erfreut und werden es noch

[1]) 1853 vom Dresdner Kunstverein angekauft.

[2]) Ludwig F., geb. 22. Juni 1827 in Dresden, auf welchen ich bei meiner Münchener Zeit noch eingehend zu sprechen komme.

mehr, wenn ich Dir in der betreffenden Angelegenheit dienen kann.

In Kürze setze ich Dir deshalb die Verhältnisse in dieser Beziehung auseinander.

Ich bin nämlich von Seiten der Akademie verpflichtet, außer meinem Unterricht im Gebäude derselben (einen Tag wöchentlich) in meiner Wohnung ein Zimmer für einige Schüler zu halten, welche sich ausschließlich dem Landschaftsfache widmen und auf der Stufe sind, im Malen und Komponieren einen Anfang zu machen. Jeder also, der darin aufgenommen wird, muß Schüler der Akademie sein. Dazu ist erforderlich:

1. eine Anmeldung bei Prof. Anton Krüger,[1]) nebst beigelegten Arbeiten, welcher den Vortrag an den akademischen Rath zu machen hat.
2. Bei der Aufnahme ist eine Zahlung zu leisten von 3 oder 5 Rthlr. (ich weiß es jetzt nicht ganz genau) — und eine Zahlung von 5 Rthlr. in jedem Semester.

Diesen Weg müßte nun Dein Sohn einschlagen, weil ich keine Privatschüler im Hause halten darf. Wahrscheinlich ist nun Dein Fritz so weit, daß er Versuche im Malen machen kann und ich ihn sogleich zu mir nehmen könnte, es steht ihm dann ohnedies für die Winterabende oder, wenn er es für nöthig findet, das Zeichnen nach dem Modell oder der Antike auf der Akademie frei, desgl. der Besuch der Vorlesungen, z. B. Kunstgeschichte, Anatomie, Perspektive u. s. w.

Da Dein Sohn doch wohl zu oder nach Ostern herkommen würde, so wäre mein Rath, ihn überhaupt erst zu Michaelis anzumelden, damit er unter meiner Leitung diesen Sommer fleißig nach der Natur zeichnet oder malt,

---

[1]) Der schon erwähnte Kupferstecher.

sich auf diese Weise etwas einarbeitet und somit für den Sommer die Zahlung erspart.

Einen Tag in der Woche gehe ich mit meinen Schülern ins Freie, wo nach der Natur gezeichnet wird; außerdem können sie mir ihre Arbeiten zu jeder Zeit bringen. Es wäre wohl gut, wenn Du mir einige Arbeiten Deines Sohnes zur Ansicht schicken wolltest, damit ich weiß, ob ich ihn sogleich ins Atelier nehmen kann, woran ich nach den Mittheilungen Deines lieben Bruders nicht zweifle.

Daß ich mich Deines Sohnes nach besten Kräften annehmen und ihn möglichst zu fördern suchen werde, versteht sich von selbst, da ich es bei Jedem thue, um so mehr bei dem Kinde eines theuren Freundes.

Wenn Du Thomas siehst, so grüße ihn herzlich von mir; antworte mir bald über Deinen gefaßten Entschluß und sende Einiges zur Ansicht.

Mit der alten Freundschaft und Liebe

Dein

Dresden, d. 17ten Febr. 1853. Ludwig Richter."

Obwohl ich in diesem Schreiben das für mich Verhängnisvolle unschwer erkannte, wurden doch nebst einigen Zeilen von meiner Hand meine Arbeiten, welchen Bräuer als Censor nicht ohne Sarkasmus noch die letzten Spuren des Auffliegens durch Beschneiden der Flügel genommen hatte, an Richter gesandt. Bald, ja bälder als es mir in meiner Angst und Pein lieb war, sollte ich wissen, woran ich war; der Meister wollte mich nicht im Unklaren lassen. Dennoch war es ein freundlicher, herzlicher Brief. Er lautet:

„Dresden, den 14. März 1853.

Theurer Freund!

Die Zeichnungen Deines lieben Sohnes nebst Brief habe ich erhalten und sahe aus ersteren, daß derselbe, bevor er ans Malen geht, noch tüchtig wird zeichnen müssen. Dazu giebt die bevorstehende warme Jahreszeit

nun beste Gelegenheit, und so schicke Deinen Fritz nur frisch her; an meiner Sorgfalt soll's nicht fehlen. Fehlt es nicht an Fleiß, so wird ja der liebe Gott seinen Segen auch dazulegen, daß ein tüchtiger Künstler aus ihm wird.

Etwas will ich noch beiläufig erwähnen. Ich werde diesen Sommer auf des Arztes Anrathen wieder größtentheils auf den Loschwitzer Bergen wohnen (neben Krügers Weinberg, wenn Dir derselbe noch bekannt ist), meine Schüler aus dem Atelier werden ebenfalls nach Loschwitz ziehen, um dort bequem ihre Studien zu machen, vielleicht könnte sogar Dein Fritz sich ebenfalls daselbst für die Sommermonate einquartieren, somit vor der Hand die Wohnung in der Stadt ersparen. — Doch über dergleichen läßt sich hier noch besser verhandeln als schriftlich. Loschwitz ist, wie Du weißt, ein kleines Stündchen von der Stadt und hat ganz reizende Sachen für den Landschafter.

Grüße herzlich die lieben Deinigen und namentlich Deinen Fritz, dem ich nicht besonders antworte, sondern ihn bald hier zu sprechen hoffe. Desgleichen meinen alten lieben Thomas und seine ebenso liebe Frau und Kinder.

Dein alter getreuer L. Richter."

Auch mein Onkel Carl Hoff, der in Dresden „einen Hafen gefunden, wo er sein umhergetriebenes Schifflein anlegen konnte", schrieb äußerst wohlthuend, ganz sein Wesen bezeichnend, an Vater: „Was nun mich betrifft, mein theurer Bruder, so darfst Du in aller Beziehung auf mich rechnen, daß, was nur in meinen, meiner Frau und Schwägerin Kräften steht, Deinen Kindern mit Rath und That zur Seite zu stehen, wir aus Grund des Herzens thun werden. Mit Freuden werde ich mich vor die lieben Meinigen drängen."

Bald schnürte ich mein Bündel und trat die Reise nach Dresden an.

Zur Beachtung.

Wie in dem ersten Band, sage ich auch hier, daß Diejenigen, welche die Geschichte Frankfurts kennen, die Quellen, aus welchen ich geschöpft, unschwer erkennen werden; dieselben überall anzuführen, wurde mir abgeraten.

Druck von Aug. Weisbrod, Frankfurt am Main.



BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20961 3329

